

Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee.

Beschreibender Katalog einer Sammlung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien.

Von

Dr. O. Finsch
in Bremen.

Mit einem Vorwort von **Franz Heger**.

Erste Abtheilung: Bismarck-Archipel.

Mit fünf Tafeln, davon zwei in Farbendruck (Nr. III—VII).

Vorwort.

Sammeln ist heutzutage eine Modesache. Dieselbe hat aber einen tieferen Sinn als die meisten anderen unter dieses Schlagwort fallenden Thätigkeiten des Menschen. Selbst viele Privatsammler gehen bei der Anlage ihrer Sammlungen heute von gewissen Gesichtspunkten aus und nähern sich vielfach in ihren Bestrebungen jener grossartigen Thätigkeit, welche die Museen der Jetztzeit allertort entfalten. Dieses Vertiefen der Sammelthätigkeit hängt innig zusammen mit dem ausserordentlichen Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung, namentlich jenem der inductiven Naturwissenschaften. Die jüngste derselben, die Ethnologie, ist erst von dem Zeitpunkte an zur Wissenschaft geworden, seitdem man auf sie die strenge, nüchterne Methode der anderen beschreibenden Naturwissenschaften angewendet hat. Die ethnographischen Sammlungen bildeten bis vor gar nicht langer Zeit den letzten Rest der alten Curiositätencabinete, aus welchen sich die anderen Naturwissenschaften schon längst zu selbstständigen, lebensfähigen Individuen herausgebildet haben.

Das energische Sammeln ethnographischer Gegenstände ist heute dringend geboten durch das ganz ausserordentlich rasche Verschwinden der primitiven Culturen der sogenannten Naturvölker. Wie der Schnee vor der Sonne, so schmelzen diese dahin, ohne auch nur bemerkenswerthe Spuren ihres Daseins zu hinterlassen, während die vorgeschichtlichen Bewohner Europas und eines Theiles von Amerika sorgsam die Zeugen ihrer Cultur dem sicheren Boden der Mutter Erde anheimgaben. Was würden unsere Prähistoriker dafür geben, könnten sie sich nur einen kurzen Tag in die vorgeschichtliche Zeit versetzen und das Thun und Treiben der damaligen Menschen belauschen! Der Ethnograph kann dies heute noch in vielen Fällen thatsächlich thun; und doch

geschieht dies noch immer viel zu selten. Die Worte verwehen bei den schriftlosen Völkern gleich Blättern vor dem Winde und mit ihnen auch die Gedanken; die Sprachen sterben aus, Sitte und Brauch vergehen und es bleibt von manchem Volke nichts übrig als das todte Object in unseren Museen, das nur zu oft dann dem denkenden Geiste wie ein grosses Fragezeichen entgegenstartt. So ist unendlich viel schon verloren gegangen von den Naturvölkern, welche nicht die schöne Sitte unserer Alvordern haben und hatten, ihre Todten in sorgsamer Weise mit den ihnen im Leben theuer gewesenem Gegenständen zu bestatten.

Eines der Gebiete, in welchem dieser Zerstörungsprocess mit ungeahnter Vehemenz sich gleichsam vor uns abspielt und wo das Auge des Ethnologen fast nur noch wüste Trümmerhaufen, Steine ohne Inschriften, ohne geschichtliche Daten und Anhaltspunkte erblickt, ist die ausgedehnte Inselwelt der Südsee. Seit den Reisen von Cook ist kaum mehr als ein Jahrhundert verstrichen; in dieser kurzen Zeitspanne hat die destructive Thätigkeit des weissen Menschen hier eine That vollbracht, für welche wir ein Analogon nur in dem Schalten der Conquistadoren des XVI. Jahrhunderts in Amerika finden. In den letzten Jahrzehnten wurde hier das Rettungswerk in Bezug auf ethnographische Sammlungen in grossem Massstabe betrieben; leider beschränkte sich dasselbe meist nur auf die Objecte, die wir heute in den grossen Museen finden, die uns aber so viele Fragen schuldig bleiben. Wenige der zahlreichen Südseereisenden haben ihre Aufgabe ernster erfasst; den letzteren verdankt unsere Wissenschaft aber auch die schönsten Blüthen an dem noch so jungen Baume der Ethnographie.

Die von dem weissen Menschen bis vor Kurzem noch am wenigsten berührten Südsee-Inseln sind jene im Westen des Pacific, welche sich von der grossen Insel Neu-Guinea — diese eingerechnet — im grossen Bogen parallel der Nordostküste Australiens hinziehen. Aber auch hier ist seit einem Dutzend Jahren die Axt angelegt worden an der Ursprünglichkeit der Lebensweise des Aboriginers derselben, und seit dieser kurzen Zeit sind schon grosse Waldstrecken dieser Axt zum Opfer gefallen. Im Nordosten von diesen Inseln sind — verstreuten Perlen gleich — zahllose kleine Eilande quer über einen grossen Theil des Pacific vertheilt — die Inselwelt Micronesiens. Traurig wendet sich der Blick des Ethnographen ihnen zu; sie sind für denselben heute so gut wie verloren. Um letzte spärliche Reste aufzusammeln, zog vor weniger als einem Decennium ein bewährter Reisender und Naturforscher dahin aus — Dr. Otto Finsch. Mit Unterstützung der Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen zu Berlin und eigene Mittel daransetzend, unternahm er fast vierjährige Reisen in Gebieten, in welchen es damals ganz besonders schwierig war, ohne ein eigenes Fahrzeug von Insel zu Insel zu wandern und das nur gelegentlich von Kriegsschiffen besucht wurde. Von der ethnographischen Trümmerstätte Micronesien sehen wir den Reisenden nach den verheissungsvollen melanesischen Inseln aufbrechen, die, damals noch herrenlos, jetzt zum Theile Deutschland gehören. Hier, in einer damals in noch vollster Ursprünglichkeit befindlichen ethnographischen Provinz, liess Finsch sich für Monate nieder. Ein ausgezeichnetes Beobachtungstalent, zu dem sich die Gewandtheit in der Führung des Stiftes gesellt, und die seltene Gabe, sich rasch mit den Eingeborenen auf guten, ja vertraulichen Fuss stellen zu können, setzten ihn in den Stand, tiefere Blicke in das Leben dieser Naturmenschen zu thun, als dies vielen anderen Reisenden anderswo möglich war. Das strenge geübte Auge des Naturforschers, welches die Dinge so ansieht, wie sie sich ihm präsentiren, und sich von allen oft gefährlichen Combinationen und geistreichen Deutungen fernhält, kam ihm dabei vortrefflich zu statten. So kehrte er zurück, reich beladen mit Schätzen. Lange sollte sein Aufenthalt in Europa nicht währen; in beson-

derer Mission entsendete man ihn in den nächsten Jahren wieder dahin, um die Besitzergreifung eines Theiles dieser Inseln für Deutschland vorzubereiten. Diesmal waren es namentlich seine für die Entdeckungsgeschichte Neu-Guineas für immer denkwürdigen Fahrten mit dem Dampfer »Samoa«, welche er längs der Nordostküste dieser Insel ausführte. Es war eine Entdeckungsfahrt im wahren Sinne des Wortes und nicht nur für den Geographen, sondern auch — und vorzugsweise — für den Ethnographen. Die Sammlungen, die Finsch von dieser Fahrt heimbrachte, sind fast ausnahmslos ganz neu, von bis dahin unbekanntem Stämmen und Völkern der Papua-Insel. Der grösste Theil der Schätze von beiden Reisen fiel dem neuen Museum für Völkerkunde in Berlin¹⁾ anheim, der Rest lag lange Zeit in Wien, in unserem neuen Museum, ohne die Möglichkeit zu finden, denselben zu erwerben. Da, zur letzten Stunde, als schon der grössere Theil dieses Restes — der freilich zusammen über 2800 Objecte zählte — nach Italien gewandert war, fand sich ein Mann, der aus reinstem Patriotismus und aus edler Hingabe für unsere Wissenschaft ein namhaftes Opfer brachte, um einen Theil dieser Sammlungen für Wien zu erhalten. Adolf Bachofen von Echt ist der Name des wackeren Mannes, der sich dadurch ein bleibendes Denkmal in dem neuen Prachtgebäude des naturhistorischen Hofmuseums gesetzt hat. Um seiner schönen That aber die Krone aufzusetzen, ging er mit kaum genug zu lobender Bereitwilligkeit, welche sein Verständniss für unsere Wissenschaft so recht anschaulich macht, auf die Idee ein, die durch ihn erworbene Sammlung auch der wissenschaftlichen Welt zugänglich zu machen, und widmete eine bedeutende Summe für die Herstellung guter Abbildungen. Nun war alles beisammen, bis auf einen sehr wichtigen Punkt: das erklärende Wort. Zu meiner Freude folgte Herr Dr. Finsch mit grosser Bereitwilligkeit voll und ganz meiner Aufforderung und übernahm die Bearbeitung, welche durch Benützung sorgfältig geführter Tagebücher und Aufzeichnungen an Ort und Stelle besonderen Werth erhält. Den beiden Männern, dem Mäcen wie den Forscher, sei hier aus vollem Herzen der beste Dank gesagt, den die wissenschaftliche Welt in allen Zungen gewiss noch oft auf das Nachhaltigste wiederholen wird.

Zum Schluss noch ein Wort über die Tafeln. Dieselben sind weniger dazu bestimmt, alle Objecte der an 1000 Nummern zählenden Sammlung zur Anschauung zu bringen, als vielmehr die charakteristischen Stücke, sowie jene, welche rasch ihrem Untergange entgegengehen oder heute schon untergegangen sind, darzustellen. Dabei werden verschiedene Skizzen des Reisenden den Gebrauch gewisser Geräthschaften veranschaulichen und so zum besseren Verständniss beitragen. Es ist uns schliesslich noch eine angenehme Pflicht, Frau Elisabeth Finsch an dieser Stelle herzlichen Dank auszusprechen für die freundliche Sorge, mit der sie gewissenhaft und sicher in der Führung des Stiftes die Ausführung eines Theiles der Tafeln zu übernehmen die Güte hatte.

Wien, im Februar 1888.

F. H.

1) Vergl. »Ueber die ethnologischen Sammlungen aus der Südsee von Dr. O. Finsch, welche in den Besitz des königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin gelangten« (in: Original-Mittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der königl. Museen zu Berlin, herausgegeben von der Verwaltung, I. Jahrgang, 1886, Heft 213, Seite 57—70). Gibt »ethnologische Erläuterungen« zu den Sammlungen der Reisen in den Jahren 1879—1882, denen das Berliner Museum 1665 Nummern verdankt, während es von den Reisen in 1884—1885 2128 Stück, zusammen also durch Dr. Finsch an 4000 Nummern erhielt. Vergl. auch »Katalog der ethnologischen Sammlung der Neu-Guinea-Compagnie, ausgestellt im königl. Museum für Völkerkunde« (I und II, Berlin, 1886).

Einleitung.

Durch die Erfahrungen in Sibirien belehrt, wandte ich während meiner späteren Südseeereisen der Ethnologie ganz besonderes Interesse und Thätigkeit zu. Wie dort fand ich auch hier bestätigt, dass die Eigenart sogenannter Naturvölker in Berührung mit sogenannter Civilisation rasch verschwindet. Vielerwärts ist dies bereits geschehen. Das Häuflein Menschen der Steinzeit schmilzt immer mehr zusammen; gewisse Stämme sind bereits untergegangen und von ihnen oft weniger übrig geblieben als von unseren pfahlbauenden Vorfahren. Wer das karge Vermächtniss der Tasmanier im Museum zu Hobart betrachten konnte, wird sich davon am besten überzeugt haben. Anderen Menschenstämmen steht über kurz oder lang ein ähnliches Schicksal bevor, wenn auch nicht, wie bei jenen, völliges Aussterben, so doch der Untergang ihrer Originalität. Während sich gewisse Sitten und Gebräuche länger zu halten pflegen, verschwindet das, was der unberührte Naturmensch verfertigt, gewöhnlich zuerst und am schnellsten.

Glücklicherweise besitzen die Museen von derartigen Erzeugnissen der Intelligenz Eingeborener gar Manches. Aber die Ethnologie ist eine junge Wissenschaft. Die Anstalten zur Pflege derselben, die Museen, haben erst in letzter Zeit angefangen, ihre Aufgabe zu begreifen, und sich hie und da aus Raritäten- und Curiositätenkammern zu wissenschaftlichen Sammlungen der Völkerkunde emporgeschwungen. Das Bestreben, möglichst viel, namentlich sogenannte Schaustücke zusammenzubringen, hat dabei vielfach mehr geschadet als genützt, denn nicht die Quantität, sondern die Qualität ist für den Werth einer wissenschaftlichen Sammlung entscheidend. Dabei kommt es vor Allem auf Zuverlässigkeit der Localitätsangaben an, und in dieser Hinsicht ist gar Vieles in den Museen bedenklich, namentlich ältere Stücke aus jener Zeit, wo man es mit der Geographie nicht so genau nahm und sich mit Bezeichnungen wie »Südsee« u. dergl. begnügte. Das ist jetzt anders geworden. Wir wissen, dass nicht allein bei ganz verwandten Stämmen erhebliche Verschiedenheiten der Sitten und Gebräuche vorkommen, sondern auch, dass gewisse ethnologische Eigenthümlichkeiten sehr localisirt auftreten, ähnlich wie dies in der Fauna mit gewissen Thierspecies der Fall ist. Wenn sich bezüglich der Letzteren Irrthümer häufig noch berichtigen lassen, ist dies bei ethnologischen Belegstücken nicht immer möglich. Die wissenschaftliche Benützung solcher Stücke hat daher nicht selten zu Irrthümern geführt, die in Wort und Bild in wissenschaftliche Werke übertragen wurden und unbewusst der Völkerkunde mehr schaden als nützen. Für das ungeheure Inselreich der Südsee, in welchem fast jede Insel, die grösseren selbst localisirt, Verschiedenheit bietet, sind daher zuverlässige Localitätsangaben ganz besonders erforderlich. Solche waren aber nicht immer möglich, da viele Sammlungen erst durch verschiedene Hände gingen, ehe sie auf dem Wege des Curiositätenhandels in Museen gelangten.

Wenn ein Pfeil, Speer, oder welcher Gegenstand es immer sein mag, ohne die richtige Herkunft schon ziemlich werthlos wird, so gilt dies nicht minder für solche Sachen, deren Benützung und Zweck unbekannt sind. Denn gerade durch den Nachweis der Letzteren erhalten ja Sammlungen erst den wissenschaftlichen Werth, der sie als Material zur Völkerkunde geschickt macht und selbst dem unscheinbarsten Gegenstande Bedeutung verschafft.

Sammeln ist überhaupt nicht so leicht, als es scheint, zumal unter Naturvölkern, die noch nicht für den Handel arbeiten und keine Bazare besitzen. Die aus den Museen mitgebrachten Erwartungen erfüllen sich nur theilweise. Vieles, was daheim schränkeweis

vertreten war, bekommt man an Ort und Stelle kaum zu Gesicht, weil es vielleicht in einem engbegrenzten Bezirke oder gar nicht mehr gemacht wird. Mit Ausnahme gewisser in Menge vorhandener Sachen ist die Erlangung gar mancher mit Schwierigkeiten verbunden, nicht selten vom guten Glück oder Zufall abhängig. Wer hätte gedacht, dass der nackte »Wilde« gewisse Dinge überhaupt nicht hergeben würde, wo man erwartet hatte, mit einem Stück Bandeisen, einer Handvoll Glasperlen jedes zu erlangen. Aber mit dem ethnologischen Sammeln verhält es sich gerade wie mit dem zoologischen. Manche Vogelspecies ist überall in Masse vertreten, ihre Habhaftwerdung verhältnissmässig leicht, andere sind auf gewisse Localitäten beschränkt, die der Reisende nicht zu erreichen vermag, einzelne überhaupt von so seltenem Vorkommen, dass sie nur der Zufall verschafft. Die Gelehrten der Museen scheinen dies oft zu vergessen und nur zu leicht geneigt, dem Reisenden die Schuld zu geben, wenn er das Eine oder Andere nicht mitbrachte.

Noch grössere Mühe als das Sammeln der Gegenstände selbst bereitet in vielen Fällen die Erkundigung über die Anwendung und Benützung derselben. Dabei bietet besonders in Melanesien die grosse Sprachverschiedenheit ernste Schwierigkeiten, und Missverständnisse sind nur zu leicht möglich. Oefters wird man absichtlich durch Eingeborene, nicht selten durch ansässige Weisse irregeleitet, die in der Regel von den Eingeborenen, unter denen sie leben, am wenigsten wissen. Mit einem Worte; die Aufgabe ist ebenso mühsam als zeitraubend und nur durch Studium der Eingeborenen erreichbar. Bei den Letzteren hat mich die Gabe, guten Verkehr anzubahnen und zu erhalten, nicht wenig unterstützt. Ich bemühte mich, als Freund betrachtet zu werden, dem gegenüber sich die Eingeborenen ohne Rückhalt und Scheu bewegen und betragen konnten. Dennoch hält es schwer, ihr Wesen, Thun und Treiben so kennen zu lernen, wie man gern möchte, und trotz aller Bemühungen bleibt noch Manches unklar, ja selbst ununtersucht. Auch mir ist es so ergangen. Immerhin brachte ich an Belegstücken und Notizen ein Material zusammen, wie es in gegenseitiger Ergänzung nicht häufig vorliegt und welches für eine wissenschaftliche Bearbeitung besonders geschickt schien. Aber nur wenigen Glücklichen ist eine solche vergönnt! Die meisten Reisenden erreichen dieses Ziel ihrer Wünsche, den Lohn vieler Zeit und Arbeit, Mühen und Sorgen nicht. Gewöhnlich wandern die Sammlungen als der begehrtere Theil in die Museen, die Aufzeichnungen bleiben dem »Sammler« übrig, eine Zersplitterung, die den Nutzen solcher Reisen sehr beeinträchtigt und für die Wissenschaft am meisten zu bedauern ist. Der spätere Bearbeiter kann mit den mageren Notizen des Verzeichnisses nicht viel anfangen, und Fehler, die der Sammler selbst vermieden haben würde, sind unausbleiblich und nur zu leicht erklärlich.

Auch ich hatte mir die systematische Bearbeitung meines ethnologischen Südseematerials (von 1879—1882) als erste Aufgabe gestellt, aber verschiedene Verhältnisse verhinderten dieselbe. Und das war diesmal gut. Denn inzwischen hatte ich eine zweite Südseereise (1884 und 1885) zu unternehmen, die mich mit zum Theile ganz neuen Gebieten bekannt machte und meine Erfahrungen bereichern half.

Wenn in der vorliegenden Arbeit ein Theil derselben zur Publication gelangt, so ist dies in erster Linie dem Leiter der ethnologischen Abtheilung des k. k. Hofmuseums in Wien, meinem verehrten Freunde Franz Heger zu verdanken, der in seinem Eifer für die Wissenschaft auch für eine würdige illustrative Ausstattung zu sorgen wusste. Dadurch war das Hauptbedenken, welches mich bisher von einer Bearbeitung zurückhielt, beseitigt, denn Abbildungen sind für eine solche durchaus erforderlich. Die beigegebenen werden charakteristische Typen der Steinperiode bringen, Proben der oft

staunenswerthen Ornamentik Eingeborener, die mit keinen anderen Werkzeugen als von Stein, Muschel oder Knochen arbeiteten, aber auch solche unscheinbare Gegenstände, die im Verkehr mit der Civilisation immer mehr abkommen und zum Theile als untergegangen zu betrachten sind. Wie wir uns mit den Abbildungen zu beschränken hatten, so war dies auch bezüglich des Textes nothwendig. Ich habe deshalb manche mir bekannte Sitten und Gebräuche unerwähnt lassen müssen, mich aber bemüht, ein möglichst übersichtliches ethnologisches Bild derjenigen Stämme zu geben, die ich mehr oder minder eingehend kennen lernte. Wie weit das Letztere möglich war, darüber wird der Text Auskunft geben, der sich freilich öfters nur auf kürzere Notizen beschränkt. Aber auch diese werden von Interesse sein und dazu beitragen, die »Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee« zu vermehren und ihnen, als eine Förderung der Völkerkunde überhaupt, freundliche Aufnahme und Willkommen zu sichern.

Bremen, im Februar 1888.

Otto Finsch.

I. Bismarck-Archipel

umfasst die drei Hauptinseln: Neu-Britannien, Neu-Irland und Neu-Hannover und erstreckt sich nordwestlich über die Admiralitäts-Inseln bis zu den Anchorites (Anchoreten).

Für die vorliegende Arbeit habe ich die wenigen aus den Salomons herrührenden Stücke der Sammlung mit angeschlossen. Einige dieser Inseln sind ja inzwischen dem deutschen Schutzgebiete einverleibt.

1. Neu-Britannien,

seit Erklärung als deutsches Schutzgebiet in »Neu-Pommern« umgetauft; die grösste Insel des Bismarck-Archipels, von über 32.000 Quadratkilometer Flächeninhalt unter 4—6° s. Br. Die Insel ist langgestreckt, aber schmal, dabei bergig bis gebirgig, meist dicht bewaldet, von durchgehends vulcanischer Formation mit zum Theile thätigen Kratern. Sie ist noch heute grösstentheils unbekannt und wurde zuerst 1884 mit dem Dampfer »Samoa« fast in ihrer ganzen Ausdehnung umfahren¹⁾.

Der bekannteste Theil der Insel ist das Gebiet von

a. Blanche-Bai,

und zwar besonders die knieförmige Halbinsel, welche den nördlichsten Theil der Gazelle-Halbinsel bildet und das südöstlich etwa bis Cap Gazelle, nordwestlich nicht über Weberhafen hinausreicht. Aus diesem Gebiete stammen fast alle in unseren Museen mit »Neu-Britannien« bezeichneten ethnologischen Sammlungen. Dabei kommt fast nur die Küste in Betracht, denn erst vor ein paar Jahren gelangten Europäer im Innern bis zum Berge Beautemps-Beauprés (*Unakoko* der Eingeborenen), eine Entfernung von kaum 20 Kilometer in der Luftlinie. Der Engländer Littleton war übrigens schon 1880 bis zu diesem Berge vorgedrungen und sagte mir, dass er bei den Eingeborenen *Vanokokoro* heisse.

Blanche-Bai, schon in den fünfziger Jahren von Walfischfahrern besucht, wurde erst 1872 von Capitän Simpson mit dem englischen Kriegsschiff »Blanche« aufgenommen. Mitte der siebziger Jahre liessen sich einige wenige Europäer ständig nieder,

¹⁾ Seitdem durch Herrn von Schleinitz genauer aufgenommen.

und zwar auf Matupi oder Henderson-Insel, welche mit Mioko in der nahen Herzog York-Gruppe das Hauptcentrum des Handels des westlichen Pacific bildet, der nahezu ausschliessend in dem Export von Copra¹⁾ besteht. Im Ganzen gibt es an der Küste von Blanche-Bai etwa zwanzig Stationen, die aber meist nur von einem Weissen (*Trader*) besetzt sind, der gegen Tauschwaaren Cocosnüsse, respective *Copra*, von den Eingeborenen aufkauft. Diese übrigens sehr wechselnden Traderstationen sind meist sehr primitive Häuser, grösstentheils vom Material des Landes (Rohr, Bambus etc.) errichtet und wechseln ebenso sehr als die Besitzer. An der Nordküste der Blanche-Bai-Halbinsel haben sich nur ein paar Traderstationen halten können; die weiter westlich in Weberhafen müssen häufig für längere Zeit wegen feindseligen Betragens der Eingeborenen verlassen werden. Fast gleichzeitig mit dem Handel hat auch die Mission, und zwar die der Wesleyaner von Sydney, in Neu-Britannien Fuss gefasst, aber bisher keine nennenswerthen Erfolge zu verzeichnen; die Gesamtzahl der Getauften beträgt 215. Sie werden, wie die Mission und die christliche Lehre überhaupt *Loto* genannt, ein weit über die Südsee verbreitetes Wort, das wahrscheinlich vom englischen »Lord« her stammt. Die Haupt-Missionsstation ist in Port Hunter auf der Herzog-York-Insel, ausserdem je ein weisser Missionär in Kabakadai an der Nordküste und einer in Blanche-Bai; die übrigen Missionäre sind farbige Lehrer (*teachers*), meist Samoaner und Vitianer. Es gibt 27 Kirchen, d. h. meist Hütten aus Bambus mit Grasdächern, die aber nicht alle ständig von einem Missionär versehen werden. Seit einigen Jahren hat sich auch die katholische Mission in Nodup an der Nordseite der Blanche-Bai-Halbinsel niedergelassen. Hier wurde am 18. Februar 1876 die erste protestantische Kirche auf Neu-Britannien errichtet, der Platz später aber aufgegeben. Die Heimatskunde der Eingeborenen selbst reicht über das im Eingang markierte Gebiet nicht hinaus. Daran ist hauptsächlich mit die grosse Verschiedenheit der Sprachen schuld, der Mangel grosser seetüchtiger Canus für weitere Küstenreisen, sowie die stete Feindschaft zwischen Nachbarstämmen. Der Verkehr ist also ein sehr beschränkter, aber durch regelmässige Wochenmärkte der befreundeten Dörfer vermittelt, wie die Eingeborenen überhaupt ausgesprochenen Sinn für Handel und Schacher besitzen. Littleton, der weiter auf der Blanche-Bai-Halbinsel herumgekommen war als irgend ein anderer Weisser bisher, gab mir 19 verschiedene Districte an. Ein besonders landeskundiger Eingeborener von Matupi wusste dagegen nur 12 Districte oder Landschaften zu bezeichnen, als den äussersten Birara an Cap Gazelle. Darüber hinaus war kein Matupite gekommen, wie sie auch selten über die Berge an die Nordküste gehen, weil sie mit den dortigen Bewohnern meist in Fehde leben. Einen Collectivnamen für die ganze Insel gibt es nicht, die Bezeichnung »Birara« ist also ganz willkürlich.

A. Eingeborene.

Wie alle Neu-Britannier sind die Eingeborenen von Blanche-Bai echte Papuas²⁾ oder Melanesier und als solche hinsichtlich ihrer Lebensweise vorzügliche Ackerbauer,

1) Vergl. Finsch: »Ueber Naturproducte der westlichen Südsee, besonders der deutschen Schutzgebiete« (Berlin, 1887, Deutscher Colonialverein).

2) Ausführlich behandelt in: Finsch, »Anthropologische Ergebnisse einer Reise in der Südsee und dem malayischen Archipel« etc. (Berlin, Asher & Co., 1884), Seite 52—58. — Vergl. auch: Finsch, »Die Rassenfrage in Oceani« (Zeitschrift für Ethnologie, 1882, Seite 163—166).

Ich will hierbei bemerken, dass die gewöhnliche Hautfärbung, welche ich mit »dunkel« bezeichne, sich zwischen Nr. 28 und 29 der Brocca'schen Tafel bewegt, dass aber bei allen Papuas auch dunklere Hautfärbung (wie Nr. 27, 35 und 42), häufiger aber, zuweilen familienweise, zuweilen individuell, eine »hellere« Färbung (zwischen Nr. 29 und 30 bis 31) vorkommt.

die vorherrschend von den Erträgen ihrer Pflanzungen leben, die Küstenbewohner, wie überall, ausserdem vom Fischfange. Dagegen kommt Jagd kaum in Betracht. Unter ihren moralischen Eigenschaften verdient besonders der strenge eheliche Verkehr und die Keuschheit des weiblichen Geschlechts hervorgehoben zu werden. Ich habe nie eine unkeusche Geberde gesehen. Ehebruch kommt übrigens vor und kann unter Umständen dem Manne oder der Frau das Leben kosten. Ich selbst sah eine Frau, die bei einem solchen Falle Speerstücke erhalten hatte. Gewöhnlich wird die Sache aber mit Diwara ausgeglichen. Kinderliebe und Familiensinn sind stark entwickelt, nicht minder pietätsvolle Verehrung der Todten beiderlei Geschlechts, die sich in Begräbnissen und anderen besonderen Festlichkeiten bekundet und zuweilen zu einem förmlichen Todtencultus steigert. Diebstahl kommt im Ganzen wenig vor; Trunksucht und Syphilis sind unbekannt. Selbstverständlich herrscht Vielweiberei, aber sehr beschränkt und nur bei den Reichen, da eine Frau viel Diwara kostet. Die Frauen werden besser behandelt, als es sonst meist in Melanesien der Fall ist, und dürfen z. B. mit am Essen theilnehmen, wenn auch im Uebrigen eine grössere Arbeitslast auf ihnen ruht. Aber es herrscht Arbeitstheilung und jedem Geschlecht fallen besondere Verrichtungen anheim. Häuptlinge gibt es sehr viele und jeder Mann, der viel Diwara (Muschelgeld) besitzt, nennt sich *Kjap* (vom englischen Captain), doch ist ihre Macht meist eine sehr geringe. Religion fehlt. Dagegen herrscht, wie überall in der Welt, Aberglaube und Geisterfurcht, die in Blanche-Bai besonders in der vor dem *Toberan* gipfelt.

Heiter und fröhlichen Temperaments, sind die Eingeborenen auch gutmüthig und ebenso gute Menschen als wir. Der Hon. Littleton, ein Engländer aus hoher Familie und der merkwürdigste Südseebummler, den ich je kennen lernte, machte ganz allein und unbewaffnet weite Touren ins Innere, bis zum Berge Vanokokoro, im District Viviren, und an der am meisten verschrieenen Nordküste, ohne dass ihm je ein Leid geschah. Dabei war er, entblösst von allen Mitteln, meist auf die Gastfreundschaft der Eingeborenen angewiesen. Wenn ihn die Letzteren schliesslich dennoch erschlugen, so hatte das eben seine besonderen Gründe und war seine eigene Schuld. Ratulivei, ein samoanischer Teacher, unternahm ebenfalls ganz allein Inlandsreisen und der Rev. Brown wagte sich mit seiner Nusschale von Dampfbarcasse in Küstengebiete, wo er oft von hunderten Eingeborenen umringt war, die nie einen Weissen gesehen hatten und ihn mit Leichtigkeit tödten konnten. Diese friedlichen Verhältnisse haben freilich längst aufgehört und Mord und Todtschlag zwischen Eingeborenen und Weissen sind nichts Seltenes mehr. Während meines Aufenthaltes wurden in meiner Nachbarschaft allein fünf Weisse erschlagen, aber waren selbst Schuld an diesem Schicksale. Wenn man weiss, dass Fälle vorkamen, wo ein Europäer auf Anstiften eines Andern von dafür bezahlten Eingeborenen ermordet wurde, so kann man sich nur wundern, dass Morde nicht häufiger passirten, und wird daraus ersehen, dass die Moral der Eingeborenen durch die erste Berührung mit der Civilisation nicht gerade glänzende Vorbilder erhielt. Der Vergeltungskrieg, welchen die Mission zur Bestrafung für die Ermordung von vier farbigen Lehrern 1878 in Scene setzte und der einer Menge Eingeborenen das Leben kostete, hat nicht wenig zu dem feindseligen Wesen beigetragen und die Ausschreitungen der Werbeschiffe in den letzten Jahren den Verkehr mit den Eingeborenen immer mehr erschwert. Dabei sind die Segnungen der Civilisation und Mission ohne bemerkbar günstigen Einfluss geblieben und **Cannibalismus** noch heute an der Tagesordnung. Ich selbst wohnte am 7. März 1881 auf Matupi, wo die Mission schon seit sechs Jahren bestand, einer Menschenschlächterei bei (vergl. die Seite 91 unter Nr. 5 citirte Publication) und gehöre wohl zu den Wenigen, welche darüber aus eigener

Anschauung erzählen können. Die Eingeborenen sprechen Weissen gegenüber nicht gern von dieser abscheulichen Sitte, die ihnen übrigens, von Generation zu Generation überkommen und durch Usus in Fleisch und Blut übergegangen, gar keinen Abscheu erweckt. Es ging deshalb bei diesem »Cannibalenfeste« durchaus friedlich und ohne alle Aufregung her, als handle es sich nur um Schweinschlachten. Die Frauen durften nicht zusehen, wie sie auch nicht mitessen dürfen; auch fand die Schlächterei ausserhalb des Dorfes statt. Weisse sind nachweislich noch nie gegessen worden, sondern nur Eingeborene, gewöhnlich die im Kriege erschlagenen Feinde, wobei übrigens auch Frauen nicht verschont werden. Besondere Gebräuche oder Geräthe (z. B. Gabeln, wie früher in Fidschi) kommen nicht in Anwendung; auch gibt es keinen besonderen Namen für Menschenfresserei. Eigentliche Menschenjagden kommen in Neu-Britannien nicht vor, sondern es handelt sich meist nur um Blutrache. Ist z. B. ein Matupite irgendwo an der Küste erschlagen und verzehrt worden, so sucht man das in derselben Weise zu vergelten, wobei die Rache häufig Unschuldige trifft. Diwara (Muschelgeld) ist hierbei gewöhnlich die mächtigste Triebfeder, das Aufessen selbst mehr nebensächlich.

Ethnologische Charakterzüge für die Bewohner von Blanche-Bai sind: vollkommene Nacktheit in beiden Geschlechtern, Mangel an Pfahlbauten, Bogen und Pfeil,¹⁾ geringe Entwicklung von Schnitzarbeiten, lebhafter decorativer Sinn, Musikliebe, Anfertigung durchbohrter Steinwaffen (Keulen), Totenverehrung und Dugdug.

Blanche-Bai war auch für mich das Hauptfeld meiner Forschungen.²⁾ Ich lebte hier, 1880 und 1881, acht Monate und brachte grosse, namentlich ethnologische Sammlungen zusammen. Schon damals war die Steinzeit sehr stark im Untergange begriffen und bei meinem zweiten Besuche (1884—1885) fast völlig erloschen, gewisse Gegenstände gar nicht mehr zu haben. So schnell geht bei Naturvölkern die Originalität durch den Einfluss von Weissen verloren, eine Erscheinung die sich überall wiederholt, und welche die gleichsam vom Untergange geretteten Belegstücke der Völkerkunde um so werthvoller macht.

Die im Nachfolgenden citirten Wörter gehören der vocalreichen und wohlklingenden Matupi-Sprache an, die für eine melanesische besonders reich zu sein scheint. So war ich erstaunt, dass die Eingeborenen nicht allein fast für die meisten Vögelarten (circa 140) Eigennamen besaßen, sondern auch viele Fische, Schmetterlinge, ja Spinnen mit solchen bezeichneten. Sie sind jedenfalls sehr gute Naturbeobachter. Uebrigens ist, wie überall in Melanesien, die Zersplitterung der Sprachen ausserordentlich gross. So werden selbst in Blanche-Bai mehrere Sprachen oder Dialekte gesprochen.

1) Hölzerne Schilde kommen nach Powell in Spacious-Bai vor (»Wanderings in a wild country«, Seite 110).

2) Aus den Ergebnissen derselben publicirte ich bisher:

1. »Briefe aus Matupi in Neu-Britannien« in: Zeitschrift für Ethnologie, 1880, Seite 402—404.
2. »Aus dem Pacific. IX. Neu-Britannien« in: Hamburger Nachrichten, Nr. 153, 30. Juni; Nr. 154, 1. Juli; Nr. 155, 2. Juli; Nr. 156, 4. Juli 1881.
3. »Brief aus Neu-Britannien« in: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band XVI (1882), Seite 293—306.
4. »Bilder aus dem Stillen Ocean. 2. Land und Leute in Neu-Britannien« in: Gartenlaube, 1882, Nr. 42, mit Bild; »Leichenfeier in Neu-Britannien«, Seite 697.
5. »Menschenfresser in Neu-Britannien« in: Leipziger Illustrierte Zeitung, Nr. 2107, 17. November 1883, mit Bild.
6. »Ueber die ethnologischen Sammlungen aus der Südsee, von Dr. O. Finsch, welche in Besitz des königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin gelangten,« in: Original-Mittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der königl. Museen zu Berlin, I. Jahrgang, 1886 (Heft 2 und 3), Seite 57—70.

B. Körperausputz und Bekleidung

sind bei einem Menschenstamme, der, wie die Bewohner von Blanche-Bai, und zwar in beiden Geschlechtern, völlig nackt einhergeht, identisch, denn der Ertere ersetzt eben die Letztere, und von **Bekleidung** in unserem Sinne kann daher keine Rede sein. Ein Halsstrickchen, Armband und ein paar Schnüre Glasperlen um den Leib sind der gewöhnliche Ausputz. Trotz der völligen Nacktheit sind die Eingeborenen äusserst decenter und keusche Menschen, deren Moralität als Beispiel dienen und beweisen könnte, dass Nacktheit und Schamhaftigkeit sehr wohl nebeneinander bestehen. Von Kindesbeinen an ihre Blösse gewöhnt, sind sie sich derselben zwar bewusst, aber ihre Schamhaftigkeit fühlt sich dabei so wenig verletzt als bei bekleideten Menschen. Sicher ist, dass die Nacktheit die Sinnlichkeit eher dämpft als reizt und die letztere daher bei diesen Menschen sich viel weniger regt als gewöhnlich angenommen wird.

Die engere Bekanntschaft mit der Civilisation hat in der Bekleidungsfrage wenig geändert. Ich sah die Eingeborenen 1885 noch in demselben Zustande der Nacktheit als drei Jahre vorher, obwohl viel Kattun unter die Leute gekommen ist. Sie betteln auch nach Zeug und Kleidungsstücken, meist aber nur um solches zu besitzen, da ihnen das Tragen bald unbequem wird. Nur bei den Stationen sieht man zuweilen bekleidete Kanaker, häufiger dagegen solche in Lavalava, d. h. einem Stück Zeug von der Grösse zweier Taschentücher, um die Lenden geschlagen; Lavalavas sind daher ein gefragter Tauschartikel.

Die für dieses Gebiet charakteristische Nacktheit entspringt selbstredend dem Usus und der Bedürfnisslosigkeit, aber nicht etwa dem Mangel an geeignetem Material, das sich für Bekleidungs Zwecke hier ebenso als anderwärts findet. So tragen die Weiber auf dem nahen Mioko meist aus Palmblatt geflochtene Schürzchen, die man hin und wieder auch auf Matupi sieht. Bei Regenwetter pflegen die Eingeborenen Matten (*Aiding*) über den Kopf zu halten, die auch als Unterlage beim Schlafen benützt werden. Kranke sieht man zuweilen ein grosses Stück Tapa als Hülle gebrauchen, Körperbedeckung also nur dann, wenn sich das Bedürfniss darnach einstellt.

Die Fertigkeit, Tapa, d. h. aus Baumbast mittelst Klopfen einen zeugähnlichen Stoff zu bereiten, ist auch in Blanche-Bai wie in Melanesien überhaupt nicht unbekannt, also keineswegs Polynesien allein eigenthümlich. In Polynesien benützt man den feinen Bast der *Broussonetia papyrifera*, in Blanche-Bai ein weit gröberes Material, wahrscheinlich vom Brotfruchtbaume, wie die folgende Nummer:

A brewo oder **A mal** ¹⁾ (Nr. 256, 1 Probe), Tapa, von einem Baumast geklopft, daher in Form einer langen Röhre.

Solche Stücke werden hauptsächlich gebraucht, um Säuglinge darin zu tragen.

Ich füge hier zur Vergleichung Proben oceanischer Tapa bei, wovon die Sammlung einige charakteristische Stücke aufweist, darunter solche mit aufgedrucktem Muster:

Tapa (Nr. 255, 1 Probe) aus dem Baste des Brotfruchtbaumes von Pikiram (Greenwich-Inland), Carolinen.

Tapa aus dem Baste von *Broussonetia* von Samoa: Nr. 253 (1 Probe) sehr fein geschlagen, gebleicht, weiss (heisst *Djapo*); Nr. 254 (1 Probe) mit Anfängen von Mustern bedruckt und Nr. 259, 260 (2 Proben) in bunten Mustern bedruckt, wie Nr. 261 (1 Probe) von der Insel Rotumah und Nr. 262 (1 Probe) von der Insel Fotuna.

¹⁾ Parkinson (»Im Bismarck-Archipel«, Seite 122) spricht irrtümlich von »Weben« dieses Stoffes, aber Weberei ist in ganz Melanesien unbekannt.

Wie z. B. in Hawaii Tapa bereits gänzlich abgekommen ist, so wird dies auch bald im übrigen Polynisien der Fall sein und damit eine eigenthümliche Eingeborenen-industrie vollends aussterben. Die polynesischen Tapamuster wurden bekanntlich mittelst eigens dafür aus Holz angefertigter Matrizen aufgedruckt; in Neu-Britannien erreicht man denselben Zweck durch Bemalen, wie die folgenden Nummern zeigen:

A mal (Nr. 263, 264, 2 Proben), Tapa mit hübschen Mustern bemalt; Beining.

Diese feinere Art Tapa wird nur in den Beining- und Kabaira-Districten der Nordküste angefertigt, hier aber auch nicht als Bekleidung, sondern nur bei Festlichkeiten benützt. Man stellt dann aus grossen Stücken Tapa eine Art Poncho her, indem man einen Schlitz hineinschneidet oder ein paar Löcher für die Arme, und in dieser Weise bedecken sich die Tänzer damit.

Die oft sehr geschmackvollen Muster in Roth, Schwarz und Weiss repräsentiren eine höchst originelle Ornamentik, welche gegenüber der sonstigen Armuth an solcher, besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Schmuck und Zieraten sind im Ganzen minder reich und mannigfaltig als anderwärts, enthalten aber immerhin einiges Originelle.

Als Material werden in erster Linie frische, buntfärbige Blätter benützt, meist von eigens dafür cultivirten Crotons und Draceen, feinfiedrige Farrenkräuter (*Abunum*), ferner eine rothe Art Schilf (*Akanda*, wie Nr. 417) und die Samenkern von *Coix lacryma* (*Piuwe*), Taf. III (1), Fig. 8, 9, merkwürdiger Weise aber nicht die schön rothen Abrusbohnen (*Andivole*), obwohl dieselben überall wild wachsen.

Aus dem Thierreich kommen hauptsächlich folgende Conchylien: *Nassa*, *Trochus niloticus*, *Oliva*, *Dentalium* zur Verwendung, aber merkwürdiger Weise keine grossen Kegelschnecken (*Conus*) und kaum nennenswerth Perlmutter oder Schildpatt (*A palapun*). Schildkröten (*A maiiai*) sind übrigens sehr selten in Blanche-Bai, ebenso Perlschalen. Auch *Tridacna gigas* wird nicht verarbeitet, und schon darin bekundet sich die geringere Entwicklung künstlerischer Intelligenz der hiesigen Eingeborenen.

Zähne werden nur wenig zu Zierat benützt, solche von Menschen und Schweinen gar nicht; Eckzähne vom Hunde, die sonst so beliebt sind, nur untergeordnet, weil Hunde nur in geringer Zahl gehalten werden. Dagegen bilden die kleinen Eckzähne, *Angut* genannt (Taf. III [1], Fig. 16), ein äusserst werthvolles, für dieses Gebiet charakteristisches Schmuckmaterial. Diese Zähne stammen von einem kleinen, kaum katzen-grossen Beutelthier,¹⁾ *Phalangista* (*Cuscus*) *orientalis*, welches bei seiner nächtlichen Lebensweise sehr schwer zu erlangen ist; ich erhielt in acht Monaten nur zwei Exemplare. Die Matupileute nennen es *Angirau*, bekommen es aber kaum zu sehen und erhalten die Zähne meist von der Nordostküste, wo das Thier *Arum* heisst. Die dortigen Kanaker wissen, um den Werth zu erhöhen, mancherlei Fabelhaftes von dem *Arum* zu erzählen, der Menschen angreifen soll u. s. w., so dass die Matupiten dasselbe fürchten. Eine Menge *Angut* soll übrigens über Mioko von Neu-Island eingetauscht werden und hier dieses Beutelthier häufiger sein.

Federn kommen im Ganzen wenig in Betracht. Das Feinste, was aus solchen gemacht wird, sind die geschmackvollen Verzierungen der Staatsspeere, wie an Nr. 724, und Federkronen zum Ausputz von Paradeleichen Vornehmer. Auffallend ist, dass vom Casuar nicht die eigentlichen Federn, sondern nur die fahnenlosen, hornartigen Schäfte der Primärschwingen (vergl. Nr. 302) zu Nasenstiften benützt werden.

¹⁾ In der unter Nr. 6 (Seite 91) citirten Abhandlung von mir irrthümlich als »Delphinzähne« (Seite 60) bezeichnet.

Diese ohnehin nicht zahlreichen Materialien zu Schmuck und Zieraten sind übrigens mehr oder minder, zum Theil ganz, durch *Ambit* (vom englischen *bead*), d. h. europäische Glasperlen verdrängt worden, die in Menge eingeführt sind und überall als Tauschmittel gelten. Die gangbarsten Sorten sind kleine weisse (*A kukurua*), blaue (*A balemárum*) und rothe (*A filja*) Emailperlen, darunter die letzteren am werthvollsten.

Ehe ich auf die verschiedenen Schmuckgegenstände näher eingehe, will ich hier einer kleinen Muschel gedenken, die, obwohl sie mit zu den Materialien für Zierat zählt, doch vorzugsweise den Verkehr vermittelt und im Sinne unseres Geldes betrachtet werden muss. Es ist dies eine kleine Meeresschnecke (*Nassa callosa* var. *camelus* Martens), aus welcher das berühmte **Diwara** (Nr. 628, 1 Probe aufgereiht) oder Muschelgeld verfertigt wird, das für Blanche-Bai und darüber hinaus eine besondere charakteristische Bedeutung erlangt und mit dem Leben jedes Einzelnen so innig zusammenhängt als Geld mit dem unseren. Taf. III (1), Fig. 1 gibt eine Darstellung desselben: *a* die natürliche Muschel von der Seite, *b* von unten, *c* verarbeitet, d. h. mit eingeschlagenem Mantel, wodurch ein Loch entsteht zum Aufreihen auf dünn gespaltenes Rohr oder Rottan (*A kadai*), wie dies *d* zeigt. So aufgereiht wird das Diwara in der Form kleinerer und grösserer Ringe aufbewahrt, die den eigentlichen Reichthum ausmachen. Häuptlinge sammeln Ringe von der Grösse eines Wagenrades an, die sauber in gespaltenes Rohr eingesponnen sind und *Tambu aloloi* (*alolei* = Häuptling) heissen. Solche werden bei feierlichen Gelegenheiten, namentlich Begräbnissen, zur Parade ausgestellt, und ich zählte zuweilen 20 dieser enormen Ringe, manche so schwer, dass zwei Männer zum Tragen erforderlich waren.

Diwara, für welches übrigens zwei Stücke die Einzahl sind, wird praktischer Weise gemessen, da das Zählen zu lange dauern würde. Die Neu-Britannier haben übrigens Zahlwörter von 1 bis 100, bedienen sich aber am meisten der Fünzfzahl nach Fingern und Zehen. Ein Stück Diwara von der Spitze des Zeigefingers bis zum Ellbogen heisst *A turoaië*, von der Fingerspitze bis zur Schulter *A wilolai*, von Fingerspitze zu Fingerspitze, also die Klafterung eines Mannes, *A pokorno*. Letztere kommt bei grösseren Zahlungen in Betracht und wird in Matupi meist *Param* genannt, wie das Diwara selbst, ein corrumpirtes Wort aus dem englischen *fathom* (= Faden = Klafter). Da auf einen Faden circa 430 einzelne Diwara gehen, so erhellt daraus, wie viele Tausende zu einem *Tambu aloloi* gehören. Es gibt unter den nackten Wilden in Blanche-Bai also auch Millionäre, und Jeder bemüht sich ein solcher zu werden, denn wie bei uns verschafft Reichthum Ansehen und eine gewisse Macht. Diwara ist aber viel mächtiger als Geld bei uns. Mit Diwara kann man in Blanche-Bai alles erreichen; Ehebruch, Blutschuld, Mord sühnen; Fehden werden meist mit Diwara geschlichtet und darin die Kriegskontribution der unterlegenen Partei bezahlt. Auch die Kriegsschiffe strafen, wie dies von jeher der Fall war, in Diwara und damit etwaige renitente Eingeborene am empfindlichsten. So sah ich beim Rev. Brown einen colossalen *Tambu aloloi*, der als Kriegsbusse für die vier erschlagenen Fidschi-Teacher bezahlt worden war. Für Mord eines gewöhnlichen Mannes wurden gewöhnlich 50 Faden (also circa 100 Mark) bezahlt; für ein Schwein 1881 6—9 Faden (= 12—18 Mark). Ohne Diwara kann Niemand eine Frau erlangen. Aeltere Knaben sparen daher bereits eifrig für die Zukünftige, deren Preis je nach dem Range der Eltern 50—100 Faden und mehr beträgt. Weissen gegenüber sind Eingeborene übrigens sehr zurückhaltend mit Diwara und geben es nicht immer im Tausch weg. Ein Faden wird mit 20 Stück Tabak im Werthe von 2 Mark bezahlt, doch variirt, je nach der Nachfrage, der Preis nicht unbedeutend. Diwara ist also wie Effecten bei uns Coursschwankungen unterworfen und, was noch mehr überrascht, Gegenstand des

Wuchers. Die braven »Wilden« verstehen sich nämlich bereits darauf Diwara gegen Zinsen auszuleihen, was die Bedeutung desselben am besten illustriert. Der Werth des Diwara hat übrigens durch die eingeführten Tauschwaren keinerlei Einbusse erlitten.

Da die *Nassa callosa* in Blanche-Bai lebt, wo ich sie selbst erhielt, liegt die Frage nahe, warum sich nicht jeder nach Belieben Diwara verfertigt? Das hat aber seine grossen Schwierigkeiten. Die Muschel lebt, bewacht von der Furcht vor Haifischen, in ansehnlichen Tiefen im Schlamm, ist also kaum für gewöhnliche Taucher zu erlangen; ich habe nur wenige Male in geringeren Quantitäten Diwara machen sehen. Die Hauptmasse des Diwara stammt jedenfalls, wie die Kanaker selbst behaupten, aus alter, längst vergangener Zeit her, wo diese Leute noch intelligenter und fleissiger waren als jetzt. Bei der Dauerhaftigkeit des Materials ist Diwara weniger vergänglich als gewisse Münzen, aber es bleibt immerhin schwer zu erklären, woher der Abgang ersetzt wird. Denn beträchtliche Quantitäten werden Todten mit ins Grab gegeben und sind, wie ich aus Erfahrung weiss, beim späteren Ausgraben der Gebeine, behufs Erlangung des Schädels, als Münze werthlos. Diwara wird übrigens hauptsächlich an der Nordküste gemacht, wo die Verhältnisse wahrscheinlich günstiger und die Eingeborenen noch fleissiger sind. In Blanche-Bai hat durch Einführung von Tauschwaren, namentlich Glasperlen, die Benützung von Diwara zu Zieraten bedeutend nachgelassen und für manche Stücke (z. B. Halskragen, Seite 98, Nr. 441) ganz aufgehört.

Eine andere Art Muschelgeld, *A pellä*, aus kleinen runden Muschelplättchen (ähnlich Taf. III [1], Fig. 4, von Neu-Irland) wird von der Herzog York-Gruppe eingetauscht, spielt aber als Geld nur eine untergeordnete Rolle. Als solches dienen dagegen die Armringe aus *Trochus niloticus* (Lalei, Nr. 371, von Neu-Irland).

Kinder verfertigen eine besondere Art Muschelgeld:

A kanoare (Nr. 631, 1 Probe), falsches Diwara (Taf. III [1], Fig. 2) aus *Nassa vibex* (*a* von der Seite, *b* von unten). In die Muscheln wird ebenfalls ein Loch geschlagen, um sie in derselben Weise auf gespaltenen Rottan zu reihen und zu Ringen zu winden als Diwara. *Kanoare* dient aber nur zum Spielen der Kinder untereinander und zeigt bereits die Bestrebungen der Erwachsenen.

Doch kehren wir wieder zu den eigentlichen Ausschmückungen des Körpers zurück, unter denen **Bemalen** obenan steht und zumal bei Festlichkeiten gar nicht entbehrt werden kann. Zu den allenthalben bei Naturvölkern bekannten und benutzten Farben: Schwarz, Weiss und Roth kommt hier noch Gelb und durch Importation Blau.

Die Art der Bemalung hat übrigens ihre gewissen Regeln, und meine neuen Muster fanden z. B. keinen Anklang. Die mit am häufigsten benutzte Farbe ist Weiss:

Akabang (Nr. 623 *a*, 1 Probe), so der aus Corallen gebrannte und pulverisirte Kalk, wie er zum Betel gegessen wird. Gewöhnlich dient er, und zwar bei beiden Geschlechtern, zum Einschmieren des Kopfhaares, womit schon beim Säugling begonnen wird. Die Männer bemalen sich auch das sorgfältig frisirte Schamhaar mit Kalk, weisse Striche ins Gesicht und mit Vorliebe einen breiten Längsstreif über Brust und Bauch.

Die nebenstehende Abbildung (Fig. 1) soll die Bemalung eines jungen Mannes wenigstens andeuten. Um die Augen, quer über die Stirn und ums Gesicht weiss; über die Nase und quer über die Wangen blaue Striche; um den Mund roth.

Fig. 1.



Eingeborner von Blanche-Bai mit Nasenschmuck aus Glasperlen und Gesichtsbemalung.

Schwarz, *A korrkorr* (= Trauer) wird meist aus gebrannten Cocosnussschalen oder den Galibnüssen (Seite 100, Nr. 883) bereitet, aber man benutzt auch mineralische Stoffe (wahrscheinlich Mangan oder Eisen). Wie überall in Melanesien ist Schwarz die Trauerfarbe, mit der je nach der Wichtigkeit des Trauerfalles das Gesicht oder der ganze Körper angestrichen wird. Frauen gehen beim Tode eines grossen Häuptlings oft wochenlang in »Schwarz«. Besonderen Trauerschmuck, wie z. B. in Neu-Guinea, gibt es nicht.

Mit Schwarz eingeriebenes Haar ist bei beiden Geschlechtern beliebt und nicht Zeichen der Trauer. Die Männer malen häufig die eine Seite schwarz, die andere roth, oder vier farbige Felder, was sehr hübsch kleidet. Schwarze Striche im Gesicht dienen ebenfalls als Zier, nicht als Trauerzeichen.

Roth, *A tarr*, ist die eigentliche Fest- und Freudenfarbe und kommt sowohl im Gesicht als am Körper in Anwendung, und weil am theuersten, vorzugsweise bei Männern. Bei grossen Festlichkeiten sind sie zuweilen am ganzen Körper roth angestrichen, aber nicht wenn sie in den Kampf gehen, denn es gibt keine Kriegsfarbe. Roth wird, wie überall, mittelst Glühen aus eisenhaltiger Erde bereitet, die eben *A tarr* heisst. Für Farbe hat man kein Wort, und das dafür angewendete *A penn* ist dem englischen *paint* (= Farbe) entlehnt.

Gelb, *A mier*, heisst eine Pflanze, deren ausgepresste Blätter einen Saft liefern, welcher schön, aber schnell vergänglich gelb färbt und nur für das Haar, namentlich bei Frauen, verwendet wird.

Blau, *Ballemárum*, ist eingeführtes Waschblau und wird zum Färben des Kopfhaares, sowie für Striche im Gesicht angewendet. *Ballemárum*, wie auch blaue Glasperlen heissen, ist übrigens ebensowenig der Name für Blau als Farbe, wie *Alimut* für Grün; aber es gelang mir nicht, die Stoffe, auf welche diese Bezeichnungen zurückzuführen sind, ausfindig zu machen. Bemerkenswert mag übrigens sein, dass der Farbensinn der hiesigen wie der meisten Eingeborenen Blau und Grün nicht immer unterscheidet.

Tätowirung, A kotto, welche sich übrigens auf der dunklen Haut sehr wohl abhebt, wird, obwohl sie bekannt ist, nicht geübt. Nur in seltenen Fällen sieht man auf Stirn oder Wangen von Mädchen ein Paar punktirte Striche, die in der üblichen Weise eingeschlagen wurden, aber als Körperschmuck nicht in Betracht kommen. Beliebter sind dagegen als solcher **Ziernarben, A kotto**, die mittelst scharfer Instrumente eingerissen werden und bei Wiederholung der schmerzhaften Operation heller gefärbte erhabene Male bilden. Sie gruppieren sich zuweilen zu Figuren, meist in der Form eines Rades, und werden von Männern auf der Brust, von Mädchen auf dem Hintertheil, zuweilen in anderem Muster auf dem Oberschenkel eingeschnitten. Solche Mädchen gelten als besonders schön. Dennoch ist diese Körperzier sehr wenig verbreitet, wahrscheinlich infolge der Schmerzhaftigkeit und namentlich Langwierigkeit. Gut ausgeführtes *A kotto* muss mehrmals wiederholt werden und erfordert schon der Heilung wegen mehrere Monate Zeit.

Ich gehe nun zum Ausputz und den Zieraten der einzelnen Körpertheile über.

Haarschmuck besteht, wie wir im Vorhergehenden gesehen haben, besonders in Färben des Kopfhaares, das schon von frühester Jugend, ja fast von der Geburt an, mit Kalk behandelt sich zu Zotteln klumpt und eine blonde Färbung erhält. Im Uebrigen wird auf das Kopfhaar keine Pflege verwendet. Man kennt z. B. keine Kämmie zum Aufzausen desselben, weshalb auch bei den hiesigen Eingeborenen die weitabstehende Haarwolke (englisch *mop*) fehlt, welche mit Unrecht als charakteristisch für das Papuahaar gilt, weil sie nur infolge von Dressur entsteht. Grosse Sorgfalt verwenden die Männer

auf das Barthaar. Es wird bis auf einen schmalen Streif rings um das Gesicht ausgerissen und dieser Streif weiss, an der Basis roth bemalt. Dasselbe gilt in Bezug auf die Schamhaare, welche bis auf zwei schmale Längsstreifen von der Penisbasis an ausgerissen werden. Frauen sind in dieser Richtung, wie überhaupt, minder eitel als die Männer und entfernen hier nur ausnahmsweise die Behaarung. Rasiren des Kopfhaares kommt bei beiden Geschlechtern vor, meist um sich von den lästigen Parasiten, *Aut*, zu befreien.

Als gewöhnlichster Kopfputz für beide Geschlechter dienen bunte Blätter oder Büschel Farrenkraut. Sehr häufig findet man auch ein Endchen Diwara im Haar angebunden, um Kleingeld bei der Hand zu haben. Männer pflegen auch *Oliya*-Muscheln (Nr. 482, Seite 98), einzelne Hundezähne und durchbrochen gearbeitete, runde oder ovale Scheiben und Ringe aus *Nautilus*-Muschel, seltener Perlmutter, *Kalagi* genannt, an die Haarzotteln zu befestigen, Weiber kleine Bündel Schweinsborsten.

Federnschmuck wird nur von Männern getragen, und zwar in den folgenden beiden Formen:

Lakur (Nr. 333, 1 Stück), runder Büschel aus zerschlissenen Federn des *Muar* (*Cacatua ophthalmica*) und Hahnenfedern, *A kakáruk*.

Desgleichen (Nr. 334, 1 Stück) aus zerschlissenen Cacatufedern und einem langen schmalen Büschel aus Hahnenfedern.

A kangal (Nr. 335, 1 Stück), aus Hahnenfedern, an der Basis aus Schwingenfedern von Papageien (*Trichoglossus* oder *Lorius* und einigen gelben vom *Cacatu*).

Beide Arten Kopfputz werden im Haar festgesteckt und vorzugsweise bei Festlichkeiten getragen. Der Paradeleiche von Häuptlingen pflegt man ein kronenartiges, mit weissen Cacatu- und Hahnenfedern besetztes Gestell auf den Kopf zu setzen.

Stirnschmuck kommt nur bei Festlichkeiten in Gebrauch, und zwar bei Männern. Am häufigsten werden *Awub*, eigenthümliche Wülste aus Flaumfedern des Haushuhns um die Stirn getragen. Seltener sind Stirnbinden aus einem 2—3 Cm. breiten Streif *Akanda*, das wie rothes Leder aussieht, aber aus einer Art Schilf oder dergleichen besteht (vergleiche Nr. 417 von Willaumez). Diese Streifen sind häufig mit etwas Diwara, **Angut**, gelben Cacatufedern, einigen *Kalagi* (siehe oben) und dünnen Muschelplättchen verziert. Leichen Vornehmer werden mit solchen Stirnbinden geschmückt.

Ohrschmuck beschränkt sich meist auf Schnüre von Glasperlen, *Martalinga*, die namentlich bei den Weibern Mode sind, hie und da mit ein paar Angut oder einem Hundezahn und bietet nichts Eigenthümliches.

Dagegen findet sich origineller **Nasenschmuck**, der nicht nur in dem durchbohrten Septum, sondern auch in den durchbohrten Nasenflügeln getragen wird. Männer bedienen sich des:

Bilibagu (Nr. 302, 1 Stück), Nasenstift aus der ersten Schwinge des *Murrup* (*Casuarium Bennettii*), in der Nasenscheidewand, und des:

Aurnäta (Nr. 301, 6 Stück), *Dentalium*-Muscheln (Taf. III [1], Fig. 19), als Verzierung in die mit 2—3 Löchern durchbohrten Nasenflügel. Längere Exemplare dieser Muschel (9—10 Cm. lang) werden zuweilen auch im Septum getragen.

Aibuta heisst ein Nasenzierat von 3—4 Angut, die an einem kurzen Stiele in die Löcher der Nasenflügel gesteckt wurden, aber wie der übrige eigenthümliche Nasenschmuck durch Glasperlen fast ganz verdrängt ist.

Am beliebtesten, und zwar für beide Geschlechter sind jetzt Zündhölzchen mit einigen aufgereihten Glasperlen, die in die Löcher der Nasenflügel gesteckt werden, oder:

Ambit (Nr. 303, 1 Stück), Ringe von aufgefädelten Glasperlen (meist weissen) durch Nasenflügel und Septum, wie dies die Abbildung eines Mannes Fig. 1 (Seite 95) zeigt.

Halsschmuck. Unentbehrlich für Mann wie Frau, Jung wie Alt ist ein Halsstrickchen aus einem gewöhnlichen Bindfaden, an welchem die jungen Leute ihre Maultrommel tragen und die auch zur Befestigung von Schmuck dient. Als solchen verwendet man gewöhnlich frische Blätter, besonders die *Abunum* genannten hübschen Farrenkräuter, welche, auch als dichte Halskränze, im Festschmuck beider Geschlechter nicht fehlen dürfen.

A baul heisst ein Halsband aus dreifach aufgereihten getrockneten Knospen (wohl von Mangrove), das aber nur gelegentlich getragen wird.

Blumen und Federn finden als Halsschmuck keine Verwendung, was namentlich im Hinblick auf die sonst so beliebten Casuarfedern besondere Erwähnung verdient.

Für dieses Gebiet eigenthümlich ist dagegen der:

A midi (Nr. 441, 1 Stück), Halskragen der Männer, welcher gleichsam als Zier des waffenfähigen Mannes dient, übrigens jetzt auch von Knaben getragen wird. Er besteht in einem tellerartigen oblongen Geflecht aus gespaltenem Rottan, mit einer Oeffnung, so gross um den Kopf durchzuzwängen, das, oben mit Glasperlen besetzt, unterseits mit Kalk geweißt ist und nur von den Männern verfertigt und getragen wird. Von der Fülle des Haares gehalten, kann der *A midi* auch auf dem Kopfe getragen werden und kleidet dann ähnlich einer breiten losen Hutkrempe sehr originell. Früher wurden diese *A midi* mit Diwara besetzt, die mit zum kostbarsten Schmuck zählten, jetzt aber gar nicht mehr zu haben sind. An dem hinteren, nur 2—3 Cm. breiten Rande des *A midi*, der mit rothem Schilf oder Zeug umwunden ist, wird gewöhnlich ein Anhängsel befestigt aus Schnüren von Glasperlen, Samenkernen von *Coix*, etwas Diwara, einigen Hundezähnen und ganz besonders:

Wuáweo (*A tobo*) (Nr. 482, 4 Stück), Klingeln aus *Oliva porphyrea*. Die Spitze ist abgeschlagen und abgeschliffen und bildet einen Querschnitt wie die kleine *Oliva carneola* (Taf. III [1], 7a), nur dass derselbe grösser ist und 1—2 Cm. misst. Die Manier, wie die Löcher zum Befestigen an Bindfaden verfertigt werden, verdient erwähnt zu werden. Sie bestehen nämlich nicht in eigentlichen Bohrlöchern, sondern werden durch einen Querschnitt hergestellt. Zu mehreren zusammengebunden geben diese Muscheln durch die Bewegung beim Gehen einen hellen Ton, der häufig dadurch erhöht wird, dass man einen Hundezahn, eine *Dentalium*-Muschel oder Stückchen Coralle als Klöpfel befestigt. Solche *Wuáweo* werden auch am Halsstrickchen oder im Haar befestigt, da die Kanaker das Geklingel und Geklapper besonders lieben.

Den kostbarsten Schmuck bilden:

Angut (Nr. 479), Beutelhierzähne, Seite 93 (Taf. III [1], Fig. 16), welche früher bündelweise an Schnüren befestigt um den Hals getragen wurden, jetzt aber in anderer Weise verarbeitet werden. Wie das Stück der Sammlung (aus circa 100 bestehend) zeigt, flicht man die Zähne reihenweise zusammen und benutzt sie als Einsätze von Halsbändern aus Glasperlen. Dieselben sind circa 4 Cm. breit und schliessen den Hals so fest wie eine Militärhalsbinde. Sie werden noch mit allerlei Anhängseln (Schnüre Diwara, Glasperlen, Hundezähnen, Knöpfen u. s. w.) verziert.

Solche Halsbinden (*A gurgurúa*) bilden den Staatsschmuck von Häuptlingen bei grossen Festlichkeiten und sind nur in den seltensten Fällen erhältlich. Es gelang mir nur durch gute Bekanntschaft mit »King Dick« von Makada, ein solches zu erstehen, für welches ich in Tauschwaaren etliche 30 Mark bezahlte und das sich jetzt im Berliner Museum befindet.

Der Werth dieses Materials findet in der grossen Seltenheit des betreffenden Thieres volle Rechtfertigung. *Angut* bilden den werthvollsten Tauschartikel, gleich Goldeswerth.

Brustschmuck kommt kaum in Betracht. Vor Allem verdient das Fehlen von Kampf-Brustschmuck der Männer, wie wir ihn im Verfolg kennen lernen werden, hervorgehoben zu werden, für welchen allerdings die Halskragen (*A midi*, Nr. 441) im gewissen Sinne als Ersatz gelten können.

Piuwe, d. h. die aufgereihten Samenkerne von *Coix lacryma* (Taf. III [1], Fig. 8) oder Querschnitte derselben (ibid. Fig. 9) bildeten früher zu Schnüren aufgereiht den Staat der Weiber, sind aber jetzt durch Glasperlen fast oder ganz verdrängt worden. Letztere werden, je nach der Wohlhabenheit, in vielreihigen Schnüren um Hals und Brust, auf letzterer oft kreuzweise getragen und machen jetzt den vorherrschenden und gewöhnlichen Schmuck aus.

Armschmuck bietet nichts Eigenthümliches. Schmale, circa 1—2 Cm. breite Bänder aus Pflanzenfaser, *A kinlim* genannt, oder ein gewöhnliches Strickchen, sehr fest um den linken Oberarm geflochten, sind ebenso unentbehrlich als die erwähnten Halsstrickchen. Sie dienen praktischen Zwecken, um unter diesem Band die Pfeife, ein Stück Tabak oder Diwara einzuklemmen, bei Festlichkeiten bunte Blätter. Feine Armbänder von Flechtwerk kommen nicht vor oder sind eingetauscht.

Dagegen werden aus *Trochus niloticus*:

Lalei (Nr. 370, 1 Stück), werthvolle Armringe verfertigt, die mit zu den mühsamsten und kunstvollsten Arbeiten zählen.

Die beiden folgenden Nummern: Nr. 368 und 369 (2 Stück) zeigen solche *Lalei* in den Anfängen der Bearbeitung. Sie besteht im Wesentlichen darin, dass durch vorsichtiges Klopfen der Spitzentheil der Muschel nach und nach abgeschlagen wird, bis nur der Basisrand übrig bleibt, der dann auf einem Steine mit Wasser zu einem dünnen Reif geschliffen wird, wie ihn die Nummern 366 (von Forestier-Insel) und 371 und 372 (von Neu-Irland) zeigen. Schon 1881 waren die zierlicheren und feineren *Laleis* von Neu-Irland sehr beliebt und wurden vielfach von dort eingetauscht; seitdem wird die Kunst der Anfertigung wohl vollends verloren gegangen sein. *Laleis* werden mehr von Frauen als Männern, oft zu 20 bis 30, um den Oberarm getragen, meist so fest, dass sie sich kaum mehr abstreifen lassen, und bildeten früher eins der werthvollsten Tauschmittel, das z. B. beim Ankauf einer Frau unerlässlich war.

Aus *Tridacna*-Muschel geschliffene Armringe (*A kagale*), welche als seltene Ausnahme von einem Häuptlinge getragen werden, sind nicht eigenes Fabrikat, sondern meist von den Salomons eingetauscht und gelten als sehr kostbar. Gegenwärtig werden Imitationen aus Emailglas auf den Markt gebracht und haben sich zum Theile Eingang verschafft. Eine besondere Art:

A papal (Nr. 397, 1 Stück), schmaler, flacher Armring aus Schildpatt (District Luën), wird nur an der Nordküste der Gazelle-Halbinsel gefertigt und ist wenig verbreitet.

Leibschmuck ist kaum nennenswerth, denn das Strickchen, welches fast jeder Kanaker um die Hüften trägt, dient wie die Hals- und Armstrickchen praktischen Zwecken. Früher galten ein paar Schnüre der feinen Muschelscheibchen (*A pellä*) (Seite 95) als beliebter Hüftenschmuck, werden aber jetzt von beiden Geschlechtern durch Glasperlenschnüre ersetzt.

Beinschmuck kommt nicht vor. Nur den zur Parade ausgestellten Leichen Vornehmer pflegte man das Fesselgelenk mit Diwara zu umwickeln, ebenso zuweilen das Handgelenk. Hin und wieder sieht man jetzt an diesem Theile Schnüre von Glasperlen tragen, sowie Fingerringe von solchen. Letztere sind auch in Metall eingeführt worden und bilden einen Tauschartikel, den die Eingeborenen anfangs durch Querschnitte von weggeworfenen Metall-Patronenhülsen zu ersetzen wussten.

C. Häuser und Siedelungen.

Wie erwähnt, stehen die Häuser (*A pal*) nicht auf Pfählen, sondern auf der Erde und sind mehr als Hütten zu bezeichnen, jedoch von eigenthümlicher oblonger Form, meist mit einer Spitze an jedem Ende der Dachfirste. Das Material zu den Häusern ist Ried oder Gras, sowie grobe Matten aus Cocospalmbblatt. Die Siedelungen bestehen gewöhnlich aus mehreren Häusern, die mit einen gemeinschaftlichen hohen Zaune, *A liplip*, aus Bambu umgeben sind, was für dieses Gebiet charakteristisch wird. Diese Zäune besitzen eigenthümlich construirte Eingänge, *A motiulaulo*. Die Dörfer sind nicht gross; so zählten die drei Dörfer der Insel Matupi, des bedeutendsten Bevölkerungscentrums von Blanche-Bai, im Jahre 1881 600—700 Bewohner.

Grosse Versammlungshäuser wie in Neu-Guinea gibt es nicht, wohl aber Schuppen für unverheiratete Männer. Ebenso fehlen Schnitzereien als Verzierung an den Häusern, die indess bei gewissen feierlichen Gelegenheiten in anderer Weise geschmückt werden. Dabei finden ausgeblasene Eierschalen häufig Verwendung, und zwar wie die folgende Nummer:

Kiau (Nr. 20, 1 Stück), Ei des Angiok (*Megapodius eremita*).

Dieses Scharrhuhn ist sehr häufig, macht aber keine Bruthaufen wie die verwandten Arten Neu-Guineas (*Megapodius Duperreyi*) und Australiens (*Megapodius tumulus*), sondern gräbt Höhlen oder legt die Eier einzeln in ein, im schwarzen Lavasande gescharrtes Loch, wo sie von der Sonne gezeitigt werden. Das eben ausgeschlüpfte Junge ist bereits befiedert und »flugfähig«!

Aus solchen Angiokeiern werden im Verein mit Federwülsten, *Avub* genannt, aus den weissen Flaumfedern vom Haushuhn und bunten Croton- und Draceenblätternartige Guirlanden verfertigt, welche in der Decoration von Festplätzen eine so hervorragende Rolle spielen und hauptsächlich bei Begräbnissen zur Geltung kommen, wie ich in der unter Nr. 4 citirten Abhandlung (Seite 91) ausführlich beschrieb.

A bogil heissen die in Verbindung mit Begräbnissen, aber auch freudigen Ereignissen errichteten eigenthümlichen Erinnerungszeichen, welche für dieses Gebiet charakteristisch sind. Sie bestehen aus einem hohen, oft 30 Schritt und mehr langen Zaune aus gespaltenem Bambu, der mit bunten Blättern, rothbemalten Cocosnüssen und Bananenstengeln, Angiokeiern, Galibnüssen, Unterkiefern von Schweinen und zuweilen mit Imitationen von Diwararingen geschmackvoll ausstaffirt ist und im Wesentlichen zur Erinnerung an die gehaltene Schmauserei dient. In sinniger Weise werden bei solchen Gelegenheiten auch Bäumchen gepflanzt.

Auch die folgenden:

A Galib (Nr. 883, 1 Probe), Nüsse (Früchte einer *Canarium*-Art aus der Familie *Burseracèae*) werden zur Ausschmückung verwendet. Man verziert sie dann besonders, indem in die noch weiche Schale ein Muster gravirt und dasselbe mit Kalk eingerieben wird, so dass es von dem dunklen Grunde scharf hervortritt. Galibnüsse, die eine sehr harte Schale und einen angenehm mandelartig schmeckenden Kern haben, kommen aber auch bei Festen zum Essen körbewise zur Vertheilung, namentlich wird die Jugend damit regalirt.

Ackerbau ist, wie erwähnt, die Hauptbeschäftigung der Eingeborenen und liefert die vorherrschenden Nahrungsmittel: Yams (*Aup*), Taro (*A pa*), Bananen (*A mau*), süsse Kartoffel und Zuckerrohr (*A tub*). Die Cocospalme (*Alema*) wird ebenfalls cultivirt und jeder Baum hat seinen Besitzer. Brotfrucht (*A kapiake*) spielt im Haushalt der Eingeborenen keine grosse Rolle; Sago ist ihnen unbekannt. Bei den Cultivationen sind

beide Geschlechter thätig, doch fällt auf die Frauen der grössere Antheil. Besondere Geräthschaften, ausser zugespitzten Stöcken, kommen bei der Bearbeitung des Bodens nicht in Betracht.

Von Thieren werden nur Schweine, *Ambereu*, und Hunde, *A pap*, in beschränkter Anzahl gehalten, ebenso Hühner, *A kakarük*, welche die Eingeborenen aber nicht essen. Durch Importation europäischer Schweine sind diese Thiere auf Matupi sehr zahlreich, aber dennoch, wie Hühner, nicht immer erhältlich. An wilden Thieren sieht man zuweilen *Cacatus*, *Muar*, und Edelpapageien (*Eclectus polychlorus*), *A kalanger*, gezähmt bei den Häusern. — Jagd und Fischerei wird im Verfolg gedacht werden.

D. Geräthschaften und Werkzeuge.

Wie von Hausrath kaum die Rede sein kann, so verhält es sich auch nahezu mit dem Kochgeräth. Die Bewohner von Blanche-Bai sind unbekannt (nicht wegen Mangel des Materials) mit der Töpferei, besitzen auch keinerlei Holzgefässe,¹⁾ Löffel, Messer und Gabel.

Als Schaber für Cocosnuss oder Taro bedient man sich beliebiger Muscheln, ohne weitere Bearbeitung, als Brecher Knochenstücke oder Holzpflocke, als Messer scharfkantige Bambuleisten, mit denen sich selbst Fleisch trefflich schneiden lässt. Ich habe damit noch 1881 Weiber äusserst geschickt und in eigenthümlicher, sehr praktischer Methode Schweine ausschachten sehen, so sauber, wie es bei uns nicht besser geschehen kann. Als Schüssel und Teller dienen Blätter meist von Bananen (*A mapinai*) oder Brotfruchtbaum (*A kapiake*), oder flache Körbchen aus Cocospalmbblatt, die sich schnell anfertigen lassen und bei jeder Mahlzeit erneuert werden. Bei Festen werden die Speisen (z. B. gekochte Bananen und Fische) oft in grossen runden Körben aus einem mit Bananenblättern ausgekleideten Gestell von Rottan (*To parapa*) aufgetragen, so appetitlich und hübsch mit bunten Blättern geschmückt, dass sie eine Tafel bei uns zieren würden. Jeder Theilnehmer hat sich inzwischen ein Blatt oder Körbchen zurecht gemacht und empfängt darauf seinen Antheil.

Als Wassergefässe dienen Cocosschalen oder Bambu, denn zum Kochen ist ja hier kein Wasser erforderlich. Zwar werden alle Speisen zubereitet genossen, aber das geht auch ohne Töpfe, und die bekannte Redensart: »es wird überall mit Wasser gekocht« findet auf Neu-Britannien und viele andere Südseegebiete keine Anwendung. So lässt sich z. B. in einer Düte von Bananenblatt trefflich Rührei (von *Megapodius*-Eiern) bereiten; ein in ein Bananenblatt eingeschlagener und auf heissen Steinen gerösteter Fisch wird sehr schmackhaft, und das in einer Grube zwischen Blättern und heissen Steinen gar gewordene Schweinefleisch ist nicht zu verachten. Dies, oder einfach heisse Asche oder Rösten über glühenden Kohlen, sind die einfachen, aber sehr praktischen Kochmethoden der hiesigen Eingeborenen, die in erster Linie die Frauen beschäftigen.

Als das unentbehrlichste Geräth hierbei dient ein langes, vorne gespaltenes Stück Bambu, eine Art grosser Pincette, mit welcher die glühenden Steine und die heissen Speisen hantirt werden und mit der die Weiber sehr geschickt umzugehen verstehen.

Gegessen wird, ausser den genannten Vegetabilien, welche die Hauptnahrung liefern, eigentlich Alles, was kriecht und fliecht. Meeresthiere, wie Muscheln, Dintenfische, sind ebenso beliebt als grosse Käferlarven oder Warneidechsen (*Monitor*); Schlangen werden nicht gegessen.

¹⁾ Das im Katalog des Museum Godeffroy (Seite 76) erwähnte ist sicher nicht aus Neu-Britannien.

Merkwürdigerweise sind gewisse Thiere koscher, aber nur für die Männer, jedoch nicht für alle; und zwar Schweine, Kängurus (*Aukin*) und für manche auch Haifisch (*A mong*) und Menschenfleisch. Solche Männer werden als »Marewot« bezeichnet, wozu aber auch schon Knaben gehören können. Frauen sind nicht »Marewot« und ihnen fällt bei den Festlichkeiten das Schweinefleisch meist allein zu.

Salz ist, wie wohl in der ganzen Südsee, unbekannt.

Die Sammlung enthält zwei der wichtigsten **Haushaltungsgeräthe**, die einzigen, welche ich überhaupt kennen lernte.

A kua (Nr. 50, 1 Stück), Feuerreiber (Taf. IV [2], Fig. 9 und 10).

Dieses Instrument ist, wenigstens auf Matupi, nicht mehr im Gebrauch und durch schwedische Zündhölzer, die ein beliebter Tauschartikel sind, vollständig verdrängt worden.

Das Feuerreiben geschieht auf folgende Weise:

Mit dem kurzen, zugespitzten, 16 Cm. langen Holzstifte (Fig. 10) wird unter kräftigem Aufdrücken in der Rille des grösseren, 25 Cm. langen Holzstückes (Fig. 9) nicht allzusehr hin- und hergerieben. Es entsteht dadurch ein feiner, schwarzer Mulm, der schon nach 20—40 Sekunden zu rauchen anfängt. Unter wiederholtem Absetzen fängt dieser Mulm in circa 3—4 Minuten an zu glimmen, in geschickter Hand in kaum 1 Minute. Der glimmende Zunder wird in trockene Blätter geschüttet und diese mittelst Schwenken in Brand gesetzt. Ich habe, mit der Uhr in der Hand, beobachtet, dass ein Mann in 25 Sekunden auf diese Weise Feuer erzeugte, mich aber vergeblich bemüht, es ihm nachzumachen.

A mamarau (Nr. 51, 1 Stück), Stampfer aus Stein, ohne besondere Bearbeitung. Dient zum Zerstampfen von Taro, Fruchtkernen (z. B. von der Brotfrucht); gewöhnlich werden Steine, wie sie sich gerade finden, verwendet.

Gewerbskunde ist wenig entwickelt. — Mattenflechten beschränkt sich nur auf grobes Flechtwerk (*Aiding*) aus Cocospalmblatt zum Hausbau oder als Unterlage zum Schlafen. Strickarbeiten kommen nur für Netze (vergl. Nr. 165) zur Verwendung, aber nicht zu Beuteln, wie sie sonst allenthalben in Melanesien üblich sind.

Korbflechtereie. Die Frauen bedienen sich flacher, viereckiger Körbe (*A rat*) an einem Bande über den Vorderkopf getragen, so dass der Korb auf dem oberen Theile des Rückens ruht. In dieser Weise tragen sie auch, meist von den Plantagen heimkehrend, Lasten.

Eine besondere Art feiner Körbe, zum Aufbewahren von allerlei Kleinigkeiten, werden dagegen an der Nordküste gefertigt und sind das Beste in diesem Genre, wie die folgende Probe zeigt:

Aëm (Nr. 114, 1 Stück), feiner Korb aus gespaltenem Rottan; District Beining. Bei dem Mangel von Netzbeuteln ist für die Männer unentbehrlich:

A Lokopit (Nr. 107, 1 Stück), Armkorb aus Cocosblatt, um darin die nothwendigsten Kleinigkeiten, vor Allem Betelnüsse, Kalk, etwas Muschelgeld (*Divara*), Bindfaden oder dergleichen zu verwahren. Der Träger steckt den Arm durch das Loch, so dass der Korb fast bis zur Schulter kommt.

Dies führt zu den **Genusmitteln**, unter denen nur Tabak und Betelnuss bekannt, aber für beide Geschlechter und von frühester Jugend an fast unentbehrlich sind. Der Tabak (*Tobacco*) ist wahrscheinlich erst durch Europäer eingeführt worden, und zwar wird ausschliessend amerikanischer Stangentabak (*Twist*, Nr. 642^a) begehrt. Er steht als Tauschmittel im Verkehr mit den Eingeborenen obenan und ist gleich Münze zu betrachten. Früher (1881) war ein Stück Tabak der Taglohn, jetzt verlangen die Eingeborenen schon werthvollere Dinge, wie Kattun, Messer u. dgl. Ein besonderes Rauch-

geräth kennt man nicht und europäische Thonpfeifen sind überall eingeführt und ein gangbares Tauschmittel.

Betel (*A buoi*), d. h. die Frucht der Betelpalme, *Areca (A pomur)*, wird in der üblichen Weise mit pulverisirtem Kalk und den Blättern (*Ai-ertulum*) oder Blüten (*Ai-er*) eines Pfefferstrauches gegessen. Betelnüsse wie Kalk bilden ebenfalls Tauschartikel, von denen der letztere in folgender Originalverpackung:

A gaga (Nr. 892), 1 Säckchen aus Blättern mit aus Corallen gebranntem Kalk (*Akabang*), unter den Eingeborenen in den Handel kommt. Ein solches Säckchen mit Kalk wird mit 6 Stück Diwara bezahlt.

Zum Aufbewahren des Kalkes bedient man sich nur:

A waun (Nr. 893, 1 Stück), viereckiges Täschchen aus Pandanusblatt.

Kalebassen¹⁾ und Spatel (sogenannte Kalklöffel), die in Neu-Guinea häufig zu Kunstgegenständen werden, sind unbekannt; zum Aufbrechen der Betelnuss benutzt man gewöhnliche Knochen- oder Muschelstücke.

Werkzeuge. Mit dem Untergange der Steinzeit ist auch das hervorragendste Geräth desselben, die Steinaxt, verschwunden und sowohl in Matupi, wie an der Küste durch eiserne verdrängt worden. Schon 1880 konnte ich keine vollständige mit Stiel versehene Steinaxt mehr erhalten und gebe deshalb die Abbildung einer:

Steinaxt von Neu-Hannover (Taf. IV [2], Fig. 3), im Besitz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, welche mit solchen aus Neu-Britannien ganz übereinstimmt. Zu dem Holzstiel, *Aruge (a)*, wird ein passendes rechtwinkliges Aststück gewählt und an diesem mittelst eines Geflechtes aus gespaltenem Rottan (*b*) die Steinklinge (*c*) festgebunden. Letztere zeigen die folgende Nummer:

Arium lua, Airam (Nr. 12, 4 Stück), Steinklingen, (Taf. IV [2], Fig. 1 und 2 Längsdurchschnitt), und zwar in der gewöhnlichen Grösse. Das Material ist ein harter schwärzlicher Diabas und grüner Quarzit, von dem man passende Rollsteine auswählte und diese zurecht schliß. Grössere Steinaxtklingen als 12 Cm. lang und 8 Cm. breit habe ich nicht gesehen, solche aus Muschel (wie Nr. 120, Taf. IV [2], Fig. 4, von der Nordwestküste) niemals; 1884 waren überhaupt keine mehr zu haben.

An sonstigen Werkzeugen wurden früher nur spitze Muscheln, *Terebra* oder *Mitra*, *Ago* genannt, zum Bohren und Steine oder Holzstücke zum Hämmern benutzt. Raspeln aus Rochenhaut, die sonst überall vorkommen, sah ich nicht.

Waffen. Die landesüblichen Waffen: Wurfspieß, Schleuder und Keulen, sind durch Feuergewehre bereits ziemlich verdrängt worden und auf Matupi wenig mehr in Gebrauch. Im Jahre 1881 gab es nur vereinzelte Musketen (*A Market*) und der Besitz einer solchen war der höchste Wunsch jedes Kanaker. Drei Jahre später verlangte man, hauptsächlich infolge des verderblichen Verkehrs mit Arbeiterwerbeschiffen (*Labour-tradern*), bereits Hinterlader (*Snider Rifles*), und mit solchen traten die Eingeborenen wiederholt den bewaffneten Mannschaften von strafenden Kriegsschiffen gegenüber. Feuerwaffen sind inzwischen im deutschen Schutzgebiet verboten worden, haben aber, was ausdrücklich hervorgehoben zu werden verdient, die Fehden der Eingeborenen untereinander unblutiger gemacht. Die Neu-Britannier sind weder Jäger noch grosse Krieger und ihre Kampfweise sucht das offene Gefecht zu vermeiden, so lange es angeht. Dagegen liebt man hinterlistige Ueberfälle, wobei wehrlose Weiber nicht geschont werden. Im Ganzen verlaufen alle diese Fechtereien, bei denen viel Geschrei die Haupt-

¹⁾ Die im Katalog des Museums Godeffroy (Seite 75) erwähnten stammen wahrscheinlich von den Admiralitäts-Inseln, von wo solche nicht selten durch Handelsschiffe mitgebracht werden.

rolle spielt, wie ich aus eigener Erfahrung weiss, ziemlich unblutig. Es handelt sich gewöhnlich um ein oder ein paar Opfer, die, wo es angeht, mitgeschleppt und daheim verzehrt werden. Mit Diwara schliesst man Frieden, löst für solches die Körper erschlagener Freunde ein, um sie zu begraben, oder bezahlt damit Schmerzengeld an Verwundete, wovon ich selbst Zeuge war. Blutrache und Weiberraub sind die gewöhnlichen Ursachen zum Kriege. Unter den Waffen nehmen Wurfspeere die erste Stelle ein, und schon die Jugend übt sich im Gebrauche derselben, zunächst als Spiel und mit dünnen Rohrstäben. Die Speere sind ausnahmslos aus hartem Holz, meist Palmholz, gefertigt, lang und schwer und zeichnen sich durch den Mangel von Zahnkerben und Widerhaken an der Spitze aus. Vor der letzteren ist der Speer gewöhnlich etwas verdickt und verläuft dann in die glatte, schlanke Spitze. Das Fussende des Speeres ist häufig verdickt und wie ein Arm- oder Schenkelknochen ausgearbeitet, auch mit wirklichen von Casuar oder Mensch verziert, was im Verein mit Umwicklung von rothgefärbtem Schilf und Muschelgeld (Diwara) für die Speere Neu-Britanniens charakteristisch ist. Schnitzerei fehlt an denselben; dagegen werden sie häufig roth und weiss bemalt. Die Tragweite von Wurfspeeren werden wir in der Folge bei Neu-Irland kennen lernen.

Die Sammlung enthält die vorzüglichsten Typen von **Speeren** in den folgenden Stücken:

Aluraket (Nr. 730, 1 Stück), Wurfspeer, 262 Cm. lang, rund, glatt; die gewöhnlichste im Kampfe gebrauchte Sorte.

A pupungo (Nr. 725, 726, 727, 3 Stück), 240—292 Cm. lang; wie vorher, aber an der Basis mit einem Federbüschel verziert, meist aus rothen und gelben Flügel-federn von Papageien (*Trichoglossus Massenae* und *subplacens*) und weissen Hahnen-federn, die vorzugsweise beliebt sind.

Eine andere Art Speere, bei denen sich die Federverzierung an 50 Cmi. und weiter erstreckt, heissen *Vivivawoan*.

Akut (Nr. 729, 1 Stück), schwerer Speer, 252 Cm. lang, an der Basis in einen Knochen ausgeschnitzt, der weiss bemalt ist.

Lauka (Nr. 728, 1 Stück), schwerer Speer, 209 Cm. lang, mit einem wirklichen Knochen vom Menschen (Oberarm) an der Basis.

Am häufigsten werden die Schenkelknochen des Morrur (*Casuarium Bennetti*) benützt, aber auch solche von Menschen, die aber nicht von erschlagenen Feinden, sondern Anverwandten herrühren, deren Gebeine, des Schädels halber, nach circa Jahresfrist ausgegraben werden. Solche Speere mit Menschenknochen heissen *Aur* (= Knochen).

Burunga werden schwere Speere mit knaufartiger Verdickung vor der Spitze und verdicktem abgesetzten Basistheile genannt;

Lemtina solche, bei denen die Basis in einer knopfartigen Verdickung endet.

Eine besondere Art Speer ist der:

A Pulepän (Nr. 724, 1 Stück), Staatsspeer, 244 Cm. lang, an der Basis mit 65 Cm. langem, runden, reichen Federknauf, über Bambus geflochten, zu unterst zwei rothe Ringe (von *Lorius hypoenochrous*), die einen grünen Ring (von *Geoffroyus* oder *Ptilopus*) einfassen, dann folgt ein konisches, langes weisses Stück (von Haushühnern und *Cacatua ophthalmica*), das oberseits von einem schwarzen Rande (wohl Haushuhn oder *Eudynamis*) begrenzt wird, an den sich ein gelber Ring aus Cacatuhäubchenfedern anschliesst; das äusserste, dicke, an 30 Cm. lange Ende besteht aus rothen, gelben und schwarzen Federn (Flügel-federn von *Trichoglossus Massenae* und *Trichoglossus subplacens*).

Diese Speere dienen nicht zum Kampfe, sondern nur bei feierlichen Gelegenheiten, namentlich Begräbnissen von Häuptlingen. Man gibt dann der in sitzender Stellung zur Parade ausgestellten Leiche gewöhnlich einen solchen Speer in die Hand (vergl. die unter Nr. 4 citirte Abhandlung, Seite 91).

Eine sehr gebräuchliche und weit gefährlichere Angriffswaffe als der Wurfspeer ist die **Schleuder**.

Awaije (Nr. 832, 1 Stück), Schleuder (Fig. 2). Sie besteht aus einem dichten, festen Polster aus Baumblatt oder Bast, an deren Enden zwei dünne, feste Schnüre von je 1·20 M. Länge befestigt sind, von denen die eine in eine Schlinge, die zweite in einen Knoten endet.

Dazu gehört der:

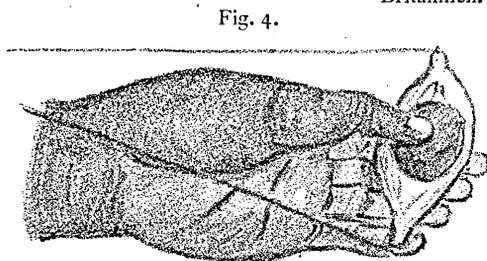
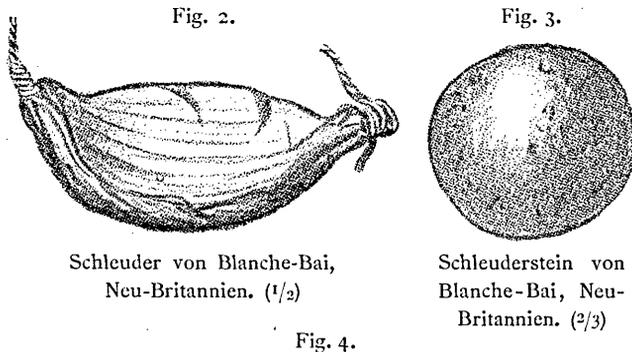
Alika (von *likai* = werfen) (Nr. 832^a), Schleuderstein (Fig. 3). Man benutzt als solche gewöhnliche im Wasser rundgeschliffene Rollsteine. Die grössten haben 5½ Cm. Durchmesser.

Schleudersteine werden beim Kampfe in Körbchen getragen, und wie die Speere, von den Knaben den Männern zugeschleppt.

Die Hantirung der Schleuder zeigt Fig. 4. Der Schleuderer streckt zunächst

die Schnüre rückwärts über den Nacken klaffernd aus, damit jede Hälfte genau dieselbe Länge hat. Dann hält er mit der wagrecht ausgestreckten Linken zwischen Daumen und Zeigefinger, die Schleuder mit dem Steine und spannt die Schnüre mit der Rechten an, wobei die Schnur mit dem Knoten zwischen den Daumen und Zeigefinger gehalten, während die mit dem Schlingeneende um den Mittelfinger geschlungen wird. Plötzlich, die linke Hand lassend, schwingt der Schleuderer den Stein mit dem Polster horizontal über seinem Kopfe und entsendet dann mit scharfem Rucke das Geschoss. Es fliegt mit Geräusch und so grosser Vehemenz, dass es Einem Arm oder Bein zerschmettern, ja einen Mann niederzustrecken vermag.

Die Bewohner von Blanche-Bai wissen die Schleuder vorzüglich zu handhaben, aber es war nur Zufall, wenn Powell¹⁾ einen Vogel auf 100 Schritt treffen sah. Allerdings fliegt ein Schleuderstein wohl 150 Schritt weit, aber er weicht dann gewöhnlich ab, und schon deshalb ist es nicht rätlich Zuschauer bei einem Kampfe der Eingeborenen zu spielen, wie ich aus eigener Erfahrung weiss. Einer der besten Schleuderwerfer von Matupi war der Häuptling Totem, den ich zwölfmal hintereinander auf circa 50 Schritt (nach Schätzung) einen Palmstamm treffen sah. In der Hand eines solchen Meisters wird die Schleuder in der That zu einer gefährlichen Waffe.



¹⁾ Wanderings in a wild country, Seite 163.

Schleudern kommen übrigens immer mehr ausser Gebrauch, ebenso Keulen, die früher zu den gewöhnlichsten Waffen gehörten und von denen mehrere Arten unterschieden werden. Eine der feinsten Sorten repräsentirt die folgende:

Pakul (Nr. 766, 1 Stück), Keule aus hartem Holz, 1·4 M. lang, an beiden Enden flach und ruderartig (13 Cm.) verbreitert.

Diese Art Keulen werden zuweilen in der Mitte mit gespaltenem Rohr überspannen.

Die gewöhnlichsten Arten sind: *Palaububu*, ein flaches, oben 4—5, am unteren Ende 6—7 Cm. breites Stück Hartholz, wie eine Latte, und der *Birimbirika*, ein runder, häufig an dem einen Ende spitz zulaufender Kampfstock von 1¹/₃ M. Länge und 4—6 Cm. Durchmesser. Alle diese Holzkeulen und Knüppel sind ohne Schnitzerei und werden höchstens mit Flechtwerk, Schnüren mit Diwara und gelegentlich Blättern und Cacatufedern verziert.

Sehr eigenthümlich sind dagegen:

Palau (Nr. 763, 764, 765, 3 Stück, Taf. IV [2], Fig. 5, 6), einfache, runde, nach unten spitz zulaufende Stöcke von Hartholz, die mit einem durchbohrten runden Steinring bewehrt sind und somit eine wuchtige Schlagwaffe abgeben. Fig. 5 zeigt den Steinknauf von der Seite mit *a* dem Bohrloch, ferner den Stock, der oben 7 Cm. vorragt und stumpf abgeschnitten ist, unten 1·20 M. lang in eine stumpfe Spitze ausläuft; Fig. 6 zeigt die Hälfte eines Steinknaufes von oben: *a* das Bohrloch, dasselbe rundum einfassend eine Verzierung aus Diwara, auf einen schwarzen Kitt aufgeklebt.

Diese *Palau* gehören schon wegen ihres isolirten Vorkommens mit zu den interessantesten Erzeugnissen der melanesischen Steinzeit, denn sie finden sich meines Wissens in ähnlicher Weise nur noch an der Südostküste von Neu-Guinea wieder. Die von Pówell (l. c. S. 161) abgebildeten Steinkeulen stammen jedenfalls von dort und nicht von Blanche-Bai her.

Die an derselben Stelle beschriebene Fabrikationsweise der Steinringe mittelst Tropfen von Wasser auf den glühend gemachten Stein ist mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Wahrscheinlich werden oder wurden die Bohrlöcher, in ähnlicher Weise wie dies in Neu-Guinea geschieht, mit anderen Steinen ausgepickt und geschliffen, aber ein zuverlässiger Beobachter hat wohl nie Gelegenheit gehabt, dies zu sehen. Diese *Palau* werden verschwunden sein, ehe man über die Anfertigung noch genau unterrichtet ist, denn sie sind jetzt schon so selten, dass ich 1885 keine mehr erlangte.

Ebenfalls im Untergang begriffen ist eine andere, für Blanche-Bai eigenthümliche Art Waffe, die Streitaxt, *Aibane*, welche erst nach Einführung eisener Aexte erfunden wurde und sich aus der flachendigen Holzkeule (wie z. B. Nr. 766, oben) entwickelte. Schon aus diesem Grunde beansprucht sie besonderes Interesse. Man befestigte eine der gewöhnlichen Beilklingen, wie sie unter dem Namen »Fan-tail hatchet« in den Handel kommen und 35—40 Pf. kosten, an eine besondere Art Stiele:

Arram (Nr. 775, 776, 128 Cm. lang, 2 Stück), wovon Taf. VI (4), Fig. 10 eine Darstellung des breiten, mit etwas Schnitzerei und Malerei verzierten Endes (von Nr. 775) gibt. Blau findet hierbei häufig Anwendung, ist aber von Europäern erhandeltes Waschblau. Als weitere Verzierung des Stielknaufes dienen Schnüre mit Diwara, Glasperlen und zuweilen Schweinsborsten. Gewisse Kerben in diesen Axtstielen bezeichnen häufig die Zahl der Kämpfe, welche sie mitmachen halfen, aber nicht immer die Erschlagenen.

1881 gehörte *Aibane* noch mit zu den Hauptwaffen in Matupi und jeder Mann von Ansehen trug eine solche bei sich, 1884 sah ich kaum eine mehr, sie waren aus der Mode, fast jeder Kanaker besass eine Muskete, die Häuptlinge Snider-Rifles.

Wie erwähnt kommen in Blanche-Bai Bogen und Pfeile nicht vor, und ich will noch hinzufügen, dass auch Schilde und Knochendolche fehlen.

Jagd. Wie in ganz Melanesien der Mangel an Wild keine Jägerstämme ermöglichte, so die Thierarmuth Neu-Britanniens, welches im Ganzen nur circa 26 Arten Säugethiere (darunter 17 Arten Flugthiere) besitzt, im Besonderen. Wildschweine und eine kleine Art Känguru (*Macropus lugens* Scl.), *Aukin*, sind die einzigen grösseren Säugethiere, die aber nicht zur Jagd reizen, da sie von den Eingeborenen nicht gegessen werden. Schlingen- und Fallenstellen ist unbekannt, und man begnügt sich mit der gelegentlichen Erbeutung fliegender Hunde (*Pteropus*), *Anganau*, des *Among* (Beuteldachs, *Perameles doreyanus*), des *Angirau* (*Arum*, *Phalangista orientalis*), sowie der übrigen kleinen Säuger. Casuare (*Murru*) werden nicht gejagt. Seit Einführung von Schiessgewehren haben sich einzelne Kanaker auf die Jagd von verwilderten Schweinen verlegt, um solche an Schiffe zu verkaufen.

Kommt somit Jagd kaum in Betracht, so spielt eine um so wichtigere Rolle im Leben der Eingeborenen die **Fischerei**, welche mit zu den hauptsächlichsten Beschäftigungen zählt und einen nicht unbedeutenden Theil der Nahrung liefert. Man bedient sich dazu vorzugsweise der Netze und Fischkörbe.

Als Material zu den Netzen wird:

Amakum (Nr. 142, 1 Probe), die Faser einer Schlingpflanze verarbeitet, welche getrocknet und dünn gespalten, mit der angefeuchteten Hand auf dem Schenkel zu Bindfaden (*Akuare*) von verschiedener Dicke und Güte gedreht wird, eine Arbeit, die beide Geschlechter verstehen, die aber vorherrschend dem weiblichen überlassen bleibt. Dagegen werden die Netze selbst nur von Männern gestrickt, und zwar bedient man sich dazu als Filetnadeln dreier dünner Stäbchen (*Avinajare*) aus den Rippen der Blattfaser des Blattes der Cocospalme, auf welche der Faden gewickelt wird.

Die Netze sind natürlich von sehr verschiedener Grösse, oft so kolossal, dass die Männer eines ganzen Dorfes gemeinschaftlich an denselben arbeiten. Mit grosser Mühe kaufte ich ein solches von circa 600 Fuss Länge, denn es war Gemeindegut und wurde nur weggegeben, weil es anfangs schadhafte zu werden. Mit solchen Netzen wird, wie bei den russischen Artells, gemeinschaftlich gefischt und der Fang getheilt. Die oft in ungeheuren Schwärmen in Blanche-Bai vorkommenden Makrelen bilden das Hauptobject des Fischfanges, der nur im stillen Wasser von Baien und Buchten betrieben wird. Kleine Netze, höchst sinnreich in ein Blatt eingewickelt, wie das folgende

Aubene (Nr. 165, 1 Stück), Fischnetz in Originalverpackung, sind ein Tauschartikel der Eingeborenen unter sich.

Die Fischnetze haben übrigens Stücke leichten Holzes als Schwimmer, *Diwai* (= Holz), angebundene Steine, *Awat* (= Stein), dienen als Senker.

Die gebräuchlichsten Fischkörbe (*A wup* genannt), meist von bedeutender Grösse, oft über 3 M. lang, in Form wie grosse, walzenförmige Ballons, werden sehr geschickt aus gespaltenem Bambu und Rottan gefertigt. Sie werden an zwei schweren Steinen verankert, und mit einem Stück Baumstamm oder Bündeln dicker Bambu als Buoje (*Aumbar*) versehen, Abends ausgelegt und am frühen Morgen aufgeholt. Sie liegen oft ein paar englische Meilen von der Küste in beträchtlich tiefem Wasser und sind häufig durch an der Buoje befestigte Stangen markirt. Als Tau (*Kwola*) dient ein Rottan.

Aumut heisst eine sinnreiche Fischfalle in Form eines konischen Körbchens aus einem Schlinggewächs mit rückwärts gekrümmten, sehr scharfen Dornen. Am Boden dieses mit Schwimmer und Senker versehenen Fischereigeräths wird ein kleiner

Fisch als Köder befestigt. Indem nun ein Raubfisch mit dem Kopf in den Korb fährt, um die Beute zu erlangen, bleibt er mit den Kiemen an den Dornen hängen.

A kuhu, Fischspeere, aus einem 2—3 M. langen Bambu mit einem Kranz von 5—7 eng zusammengebundenen spitzen Holzstacheln, sind sehr gebräuchlich. Der Speer wird deshalb aus Bambus gefertigt, damit er nicht untersinken kann.

A bia heisst auf den Herzog York-Inseln ein besonderes Fischgeräth, eine Haissassel,¹⁾ die mir sonst noch auf Trobriand und Teste-Insel vorkam. Es ist dies ein Reifen von Bambu, an welchen querdurchgeschnittene Cocosschalen aufgereiht sind, welche beim Bewegen ein klapperndes Geräusch hervorbringen und dadurch den Hai anlocken. In Blanche-Bai scheint diese Sassel schon deshalb nicht üblich, weil für die Marewot auch Haifischfleisch koscher ist; sie heisst hier wie der Hai *Among*.

Fischhaken sind im Ganzen wenig im Gebrauch und bereits stark durch eiserne verdrängt, aber sehr eigenthümlich, wie die folgende Nummer zeigt:

Aibo (Nr. 154, 1 Stück), Fischhaken (Taf. IV [2], Fig. 11); sehr spitzer Haken aus dem Rückenstachel (*Ageo*) eines Fisches, der durch feinen Bindfaden befestigt ist, welcher gleich in die Fischleine ausläuft.

Fischhaken aus Schildpatt und Perlschale, wie sie Powell (l. c., Seite 178) abbildet, sind mir niemals vorgekommen. Der im Katalog des Museums Godeffroy (Seite 66) angeführte Angelhaken aus Perlmutter ist von den Salomons.

Zum Betriebe der Fischerei sind **Canus** erforderlich, welche mit zum Reichthum, namentlich der Häuptlinge, gehören. Sie bestehen aus einem ausgehöhlten Baumstamme und erhalten durch den hohen schnabelförmigen Aufsatz an beiden Enden eine für Blanche-Bai und die Herzog York-Gruppe eigenthümliche Form, welche die folgende Nummer

Avange (Nr. 178, 1 Stück), Modell eines Canu, veranschaulicht. Obwohl von Eingeborenen angefertigt, ist es nicht correct, z. B. im Verhältniss zur Höhe zu kurz und sollte statt mit zwei Querstöcken, an welchen der Auslegerbalken (*Hamen*) befestigt ist, mit sechs versehen sein. Die weissangemalten Aestchen dienen nur als Verzierung, die hauptsächlich in Bemalung besteht und bei welcher kein Schnitzwerk²⁾ Anwendung findet. Nur selten (z. B. beim Dugdug-Canu) sind an den senkrechten Aesten und Stäben des Auslegergestells sehr rohe bildliche Darstellungen von Vögeln, häufig dagegen Federschmuck angebracht, meist aus weissen Flaumfedern vom Haushuhn (*Auwub*). Das Canu selbst wird weiss, zuweilen mit etwas bunter Verzierung bemalt. Das oft copirte Bild bei Powell (l. c., Seite 168), jedenfalls nach einem solchen Modell entworfen, gibt eine sehr unrichtige Vorstellung. Die Dimensionen eines sehr grossen von mir gemessenen Canus waren folgende: Länge 10¹/₂ M., Breite in der Mitte 54 Cm., Tiefe 67 Cm. Der Auslegerbalken (Balancier), welcher das Umschlagen übrigens keineswegs verhindert, wie meist irrthümlich angenommen wird, wurde von 14 Querstangen gehalten. Kleine Canus (*A natineik*) sind so schmal, dass man nicht beide Füsse nebeneinander, sondern voreinander hineinsetzen muss. Im Ganzen gehören die Canus von Blanche-Bai zu den minder kunstvollen. Aus sehr leichtem Holz gebaut und lotterig zusammengebunden, sind sie leicht vergänglich. Nach dem Gebrauch hält

1) Die besondere Art, welche Powell (l. c., Seite 274) abbildet, und die von ihm hier beschriebene Methode, Haifische zu fangen, habe ich niemals gesehen oder davon gehört; die Eingeborenen von Blanche-Bai fürchten sich vielzusehr vor dem Hai, um sich auf so gewagte Experimente einzulassen, und fangen den Hai an Haken.

2) Die Localitätsangabe »Neu-Britannien« für die im Katalog des Museums Godeffroy (Seite 64) beschriebenen »Bootsverzierungen« sind jedenfalls irrthümlich.

man sie daher an Land und bedeckt sie sorgfältig mit Matten, weil das Holz in der Sonnengluth leicht platzt. Segel besitzen diese Canus nicht und werden nur mit schlechten Rudern (Paddeln), die sich durch keinerlei Schnitzerei oder dergleichen auszeichnen, fortbewegt. Sie eignen sich daher nur zu kürzeren Fahrten längs der Küste, die sich höchstens bis Mioko, eine Entfernung von 17 Seemeilen, erstrecken.

Die Fertigstellung eines Canus gibt Gelegenheit zu einer Festlichkeit der Männer, wobei viel Geschenke (namentlich Diwara) vertheilt werden und der ich noch 1881 auf Matupi beiwohnte. Die Canus wurden damals bereits mit eisernen Werkzeugen gearbeitet und werden jetzt wahrscheinlich kaum mehr gemacht.

E. Musik, Tanz und Todtenverehrung.

Musik, soweit von solcher bei einem Naturvolke überhaupt die Rede sein kann, steht bei den Bewohnern von Blanche-Bai auf einer besonders hohen Stufe der Entwicklung und wird für dieselben ethnologisch charakteristisch. Neben Lärminstrumenten zum Taktschlagen gibt es solche, auf denen wirkliche Melodien hervorgebracht werden, deren Wiedergabe in Noten aber, trotz der anscheinenden Einfachheit derselben, sehr schwierig ist. Auch in der Musik konnte ich bei meinem letzten Besuch (1885) den erheblichen Verfall an Originalität beobachten. Von den circa 13 verschiedenen Instrumenten, welche ich 1881 noch sammelte, waren nur noch einzelne im Gebrauch und bereits durch eiserne Maultrommeln, Blechpfeifen und Mundharmonikas verdrängt. Die nachfolgenden Nummern der Sammlung enthalten die hervorragendsten Instrumente aus der guten alten Zeit.

Blasinstrumente. Am weitesten und wohl über die ganze Südsee verbreitet ist die:

A taburu, Tawur (Nr. 597, 1 Stück), Muscheltrumpete aus einem grossen Tritonshorn (*Triton tritonis*), in deren obere Mündung ein Loch geschlagen ist, in welches geblasen wird. Sie gibt einen weithin hörbaren, dem Hirschruf ähnlichen Ton und dient nicht als Kampftruf, wie dies meist angenommen wird, sondern bei besonderen Gelegenheiten. So verkündet man den Tod eines Häuptlings, die Ankunft von Canus u. s. w. mit der Muscheltrumpete, die nicht als Musikinstrument dient. Auch beim Austreiben von Krankheiten wird sie zum Lärm machen benützt.

Ein wirkliches Musikinstrument ist dagegen die Rohrflöte, *A kaur*, der stete Begleiter der Männer, auf welchen sie zwar einfache, aber ganz artige Weisen hervorbringen wissen, die namentlich Abends sehr angenehm tönen. Die Rohrflöte besteht aus einem, selten zwei dünnen Bambu (= *A kaur*) von etlichen 20 bis etlichen 60 Cm. Länge. Am oberen Rande (Taf. V [3], Fig. 5) ist gewöhnlich eine rundliche Kerbe eingeschnitten, in welcher der Spieler die Unterlippe ansetzt, am unteren Ende meist ein bis zwei Schalllöcher zum Fingern. Die Rohrflöten werden öfters mit hübschen eingebrannten oder eingeritzten Mustern verziert, die mit zu den besten Kunstleistungen der hiesigen Eingeborenen gehören. Die Haupttypen enthält die Sammlung in folgenden Stücken:

A kaur (Nr. 580, 1 Stück), Rohrflöte (Taf. V [3], Fig. 5), 48 Cm. lang, mit fein eingravirtem Muster (ohne Löcher zum Fingern).

A kaur (Nr. 582, 1 Stück), Rohrflöte aus zwei Röhren.

- » (» 581, 1 »), » glatt mit zwei Löchern.
- » (» 583, 1 »), » mit zierlichem eingebrannten Muster.
- » (» 584, 1 »), » glatt, sehr dünn.

Panflöten, wie eiserne Maultrommeln und Mundharmonika ebenfalls *A kaur* genannt, sind bei den Männern weniger gebräuchlich, übrigens ganz so wie solche von Neu-Irland (Taf. V [3], Fig. 4).

Sehr verbreitet ist dagegen die

Hangap (Nr. 585, 1 Stück), Maultrommel, ein sehr sinnreich erfundenes Instrument. Es besteht (vergl. Taf. V [3], Fig. 1, 2, 3) aus einem circa 20 Cm. langen, flachen Stück Bambu, das nach unten spitz zuläuft, hier zusammengebunden ist und in der Mitte durch zwei feine Längsschnitte in eine Zunge gespalten wird. Seitlich derselben ist häufig ein feines Muster, wie Fig. 2, eingravirt; durch das Loch am breiten Ende ist ein Bindfaden befestigt; hier werden häufig als Schmuck Federbüschel (meist zer-schlissene Federn von *Centropus* und *Eudynamis*), Blätter und aufgereihete Samenkerne (von *Coix lacryma*) angebracht. Die Methode des Spielens erläutert Fig. 3. Der Spieler drückt mit den Fingerspitzen der Linken das spitze Ende des Instruments sanft an die etwas geöffneten Zähne und zupft, indem er Luft ein- und ausathmet, mit der Rechten an dem Bindfaden, wodurch die Zunge ähnlich wie bei unseren Maultrommeln vibriert und brummende und summende Töne, aber keine eigentliche Musik hervorbringt.

Diese Art Maultrommeln war früher sehr häufig und namentlich bei jungen Leuten beliebt, welche man beständig eine solche, am Halsstrickchen im Nacken befestigt, bei sich tragen sah. 1884 war es damit vorbei, ebenso mit dem folgenden Instrument:

A wuwu (= Wind, Luft) (Nr. 591, 2 Stück), Blasekugel (Taf. V [3], Fig. 7). Dieselbe besteht aus einer innen hohlen, kugelförmigen Fruchtschale, in der Grösse einer grossen Aprikose, in welche vier runde Löcher eingeschnitten sind. In das grössere Mittelloch wird mit den zugespitzten Lippen geblasen, auf den drei kleineren Löchern gefingert, wodurch einige Töne, aber keine eigentliche Melodie entsteht.

Das *A wuwu* wurde nur vom weiblichen Geschlecht gespielt, besonders auf dem Wege nach den Plantagen.

Schlaginstrumente, die keine eigentliche Melodie hervorbringen, sondern meist zum lärmenden Taktschlagen dienen, waren früher (1880) mannigfach vertreten, werden aber gegenwärtig durch Blechgefässe ersetzt, welche sich (von der Sardinienbüchse bis zum Blechkasten für Petroleum oder Biscuit) überall bei den Stationen der Weissen finden und den Zweck mühelos effectvoller erfüllen. Früher gebräuchlich waren:

Belalialia (Nr. 590, 1 Stück), Nautilusmuschel, die wie:

A tidirr (Nr. 589, 1 Stück), flaches Stückchen Bambu, mit einem kurzen Stöckchen geschlagen, einen hellen Klang geben. Letztere wurden bei den Gesängen der Weiber, *Angára*, zum Taktschlagen benutzt, die sich dazu auch über einen Meter langer Stücke Bambu, *Abua*, bedienten, mit welchen auf den Boden gestampft wurde.

Ein in seiner Art sehr vervollkommnetes und für Blanche-Bai eigenthümliches Schlaginstrument repräsentiren die folgenden Nummern:

Angramut (Nr. 595, 596, 2 Paar), Schlaghölzer (nebst zwei Paar Schlägeln).

Sie bestehen aus zwei 75 Cm. bis 1 M. langen und circa 15 Cm. breiten, flachen, seitlich sanft abgerundeten Stücken Hartholz, die an den Enden im Feuer gehärtet und ungleich lang sind, weshalb sie verschieden tönen.

Der Angramutspieler (Fig. 5) macht zunächst ein Loch in den Sand, über welches er sich mit ausgespreizten Beinen setzt, wodurch in sinnreicher Weise Resonanz entsteht; er legt dann die beiden Schlaghölzer quer über seine Schenkel und bearbeitet sie mit zwei kurzen, runden hölzernen Schlägeln. Das *Angramut* klingt wie unsere Holzinstrumente, und geschickte Spieler wissen grosse Abwechslung in diese nicht übel tönende Trommelei zu bringen.

Auf der oberen Seite des *Angramut* ist eine flache Vertiefung ausgehöhlt, welche *Aleane* (= *Vulva*) heisst, weshalb das Instrument für Weiber *tabu* ist und von solchen gar nicht gesehen werden darf. Es wird meist erst nach Einbruch der Dunkelheit gespielt, und die Männer suchen damit ihren Schönen zu gefallen. Die Exemplare, welche ich kaufte, wurden mir stets sorgfältig in Blätter eingehüllt oder am Abend gebracht. Auch diese Art Schlaghölzer werden bald gänzlich abkommen.

Mit Eidechsenhaut von *Monitor* (*A palei*) überspannte Holztrommeln (*A kudu*) in der weit verbreiteten sanduhrförmigen Form, wie wir sie in Neu-Guinea kennen lernen werden, waren früher üblich und wurden von beiden Geschlechtern zur Begleitung der sogenannten Tänze, *Malánkene*, mit der Hand geschlagen. Sie sind meist glatt oder nur mit sehr unbedeutender Schnitzerei verziert, die keinerlei künstlerische Bedeutung hat.

Sehr selten sind grosse, schwere Holztrommeln, ebenfalls *Angramut* genannt, wovon Taf. V (3), Fig. 8 und 8a Abbildungen geben. Solche Holztrommeln sind nur im Besitze von Häuptlingen und bestehen aus einem an 1 M. langen und 40–50 Cm. hohen, länglichrunden Stammstück, seitlich mit rohen Handhaben, und werden gewöhnlich roth oder weiss bemalt. Oben ist ein Schlitz und hier das Instrument ausgehöhlt. Es wird mit einem *Abua*, einem circa 1 M. langen Bambu geschlagen, und

zwar in der Weise, dass der Schläger, neben dem Instrument knieend, den Stock durch die linke Hand gleiten und auf die etwas unterhalb des Schlitzes befindliche Stelle niederfallen lässt. Dieses Instrument ist *tabu* und schon bei der Anfertigung herrschen gewisse Gebräuche. So wird z. B. jedes Spänchen sorgfältig aufgehoben und verbrannt; die Verfertiger dürfen ihre Weiber nicht besuchen u. s. w. Das Instrument dient überall zu Signalen der verschiedensten Art, ruft die Männer zu Festlichkeiten oder zum Kampf, verkündet Todesfälle, dient hauptsächlich zu Todtenklagen und ist in der Stille der Nacht sehr weit hörbar. An der Seite ist zuweilen eine Erhöhung mit einem Schlitz, Fig. 8a, geschlitzt, welche ebenfalls *Aleane* (= *Vulva*) heisst. Derartige Signaltrommeln finden sich weit über Neu-Guinea, ja ganz Melanesien verbreitet.

Saiteninstrumente kommen bei den Völkern der Südsee wohl überhaupt kaum vor. Wenigstens lernte ich nur eines¹⁾ kennen, welches nur von den Weibern von Blanche-Bai gespielt wurde und für dieses Gebiet eigenthümlich ist, wie die folgende Nummer zeigt:

Fig. 5.



Angramutschläger von Blanche-Bai, Neu-Britannien.

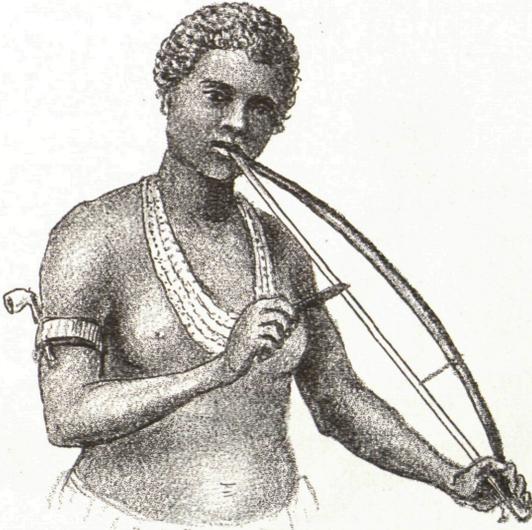
1) Sehr ähnlich scheint das von Guppy («The Solomon-Islands» Seite 142) erwähnte Instrument der Weiber von Treasury-Inland.

Pangolo (Nr. 576, 1 Stück), Saiteninstrument (Fig. 6). Dasselbe besteht:

- a) aus einem circa 60—70 Cm. langen, im Feuer gehärteten, etwas gekrümmten Stock, der
- b) mit zwei Saiten aus Bindfaden bespannt ist, von denen die eine
- c) durch eine Schlinge mit dem Stock verbunden ist und dadurch loser und straffer gespannt werden kann.

Die Spielerin setzt den Bogen mit einem Ende an die Lippen, spannt mit dem Daumen der Linken die eine Saite und spielt mittelst einen kurzen dünnen Stäbchens mit der Rechten auf den Saiten, die nur einen sehr leisen Ton, ähnlich einer kleinen Kindergeige, hervorbringen.

Fig. 6.



Pangolospielerin von Blanche-Bai, Neu-Britannien.

Dieses eigenthümliche Instrument war 1881 noch sehr üblich, als ich aber drei Jahre später darnach fragte, erhielt ich zur Antwort: »Pangolo die; yewsharpe make him kill!« (Pangolo ist todt, die Maultrommel [eiserne] tödtete es!).

Das von Powell (l. c. Seite 73) abgebildete sonderbare Saiteninstrument von Blanche-Bai ist mir niemals vorgekommen.

Sehr vergnügungssüchtig und heiteren Temperaments lieben die Eingeborenen neben der Musik auch Gesang und Tanz, zu deren Begleitung, wie wir gesehen haben, besondere Instrumente unumgänglich nothwendig sind.

Noch weniger als die Musik ist aber der **Tanz** als solcher in unserem Sinne aufzufassen. Denn es handelt sich hiebei nicht blos um Hüpfen und Springen, sondern um regelmässige Bewegungen, die mehr turnerischen Freiübungen ähneln und wobei sowohl Beine als Arme, wie der Körper in Thätigkeit kommen. Bald werden die Füße ein paar Schritte vorwärts-, bald zurückgesetzt, die Arme erhoben oder gesenkt, der Körper vorgebeugt, eine Kniebeuge gemacht, in dieser gehüpft u. s. w. Da gewöhnlich eine grosse Anzahl von Theilnehmern diese Bewegungen und gleichzeitig ausführen, so nehmen sie sich sehr hübsch aus und werden durch verschiedene Schwenkungen und Gruppierungen noch wirkungsvoller. Diese sogenannten Tänze dienen fröhlichen wie ernstesten Festlichkeiten und werden nur von einem Geschlecht ausgeführt, während das andere von Weitem zusieht.

In besonders feierlicher Weise finden solche Aufführungen zum Andenken Verstorbener statt, können daher leicht als eine Art Todtencultus aufgefasst werden, bei dem es sich aber hauptsächlich um Diwara und Schmausereien handelt.

Die Theilnehmer, bald Männer, bald Frauen, und zwar jung wie alt, erscheinen dabei im höchsten Festschmuck, d. h. grotesk bemalt (Seite 95) und mit Büscheln von bunten Draceen- und Crotonblättern und feinen Farrenwedeln geschmückt. Ein Blätterbüschel wird vorn, das andere hinterseits mit einem Strick um den Leib gebunden; diese, übrigens nur sehr primitive, Verhüllung der Schamtheile kommt also nur als Putz

zum Ausdruck. Im Nacken oder um den Hals werden ebenfalls Blätterbüschel oder Kränze befestigt, während die Weiber auch das Haar mit Blättern schmücken.

Bei diesen Aufführungen wird eine monotone Weise gesungen und wie bei allen Gesängen mit taktschlagenden Instrumenten begleitet, wobei die sanduhrförmigen Trommeln, *A kudu* (Seite 111), besonders in Thätigkeit kommen. Um den Rhythmus in Takt wie Bewegung zu erhöhen halten die Tanzenden gewisse, eigenthümliche **Tanzgeräthe** in den Händen, mit welchen die Bewegungen begleitet werden und wovon die Sammlung die gebräuchlichsten Stücke enthält.

Aiwun a mumúr (Nr. 607, 1 Stück), Tanzstäbchen, circa 30 Cm. lang, mit einem Büschel von Schwanzfedern des *Mumúr* (*Trichoglossus subplacens*) geschmückt.

Ainabe (Nr. 608, 1 Stück), desgleichen, aus einer Anzahl zusammengebundener, gelbgefärbter Grashalme oder gespaltener Rohrstäbchen, die mit Mumurfedern, weissen Hühnerdunen und schwarz und weiss bemalten Klümpchen Kalk verziert sind.

Beide Arten werden hauptsächlich von Frauen benützt, aber auch von Männern, wie überhaupt in Ermangelung von derartigen Tanzstäbchen grüne Zweige aushelfen müssen.

Alemin heissen sehr primitive Tanzstöckchen, die aus einem kurzen Stück Holz bestehen, in welches einige schwarze Striche eingebrannt sind.

Den Männern allein kommt die kunstvollste Sorte zu, welche die folgenden Nummern repräsentiren:

Mapinakulau (Nr. 609 und 610, 2 Stück), Tanzbretter (Taf. VII [5], Fig. 8, Nr. 610). Flache, dünne, paddelförmige, circa 1 M. lange Bretter, durchbrochen geschnitzt, bemalt und am Stiel häufig mit feinfiederigen Farrenkrautbüscheln geziert.

Diese Art Tanzbretter sind für die Frauen *tabu* und dürfen von ihnen nicht gesehen werden. Sie kommen übrigens mehr und mehr ab und damit geht das Beste unter dem Wenigen was die hiesigen Eingeborenen in Schnitzereien leisten, vollends verloren.

In der Herzog York-Gruppe bedient man sich ganz anderer Tanzgeräthe, wovon die folgende Nummer eine Probe gibt.

Tanzbrett (Nr. 611, 1 Stück) von Mioko.

Dasselbe besteht aus einem circa 1 M. langen, schmalen, dünnen, an beiden Enden sanft aufwärtsgebogenen Brett mit bunter Bemalung, das an der Rückseite einen Griff besitzt, an welchem es von dem Tanzenden mit den Zähnen festgehalten wird.

Die folgende Nummer betrifft das seltenste Tanzgeräth:

Alor (= Schädel) (Nr. 620, 1 Stück), Schädelmaske (Taf. VII [5], Fig. 7).

Sie ist aus der vorderen Hälfte eines menschlichen Schädels verfertigt, an welchen die Fleischtheile durch eine aufgeklebte Masse ersetzt sind. Das auf diese Weise hergestellte Gesicht wird in der üblichen Weise des Festschmuckes bemalt und häufig mit natürlichem Kopf- und Barthaar besetzt. An der Rückseite ist ein Querholz angebracht, mit welchem der Tanzende die Maske mit den Zähnen vor sein Gesicht hält.

Diese Art Masken wurden früher aus den Schädeln Angehöriger angefertigt und dienen der **Todtenverehrung**.

Die Schädel der in und vor den Hütten oder in eigens dazu errichteten Grabhäusern, *A pal a imat* (Haus des Todten oder Todes), bestatteten Todten, sowohl Männern als Frauen, sofern sie zu den Reichen gehörten, werden nämlich circa nach Jahresfrist oder früher oder später wieder ausgegraben, und dies gibt Gelegenheit zu einem grossen Feste, das oft länger dauert und feierlicher begangen wird als das Begräbniss (*A punangia*) selbst. Wie bei letzterem die aufs höchste geschmückten Leichen,

sowohl von Männern als Frauen, selbst Kindern, zur Parade (*Dimaria*) ausgestellt wurden, so geschieht es jetzt mit den festlich, d. h. roth bemalten Schädeln, wovon ich 1881 auf Matupi noch Zeuge war. Diese Feste werden von den Angehörigen des Verstorbenen gegeben, wohl weniger aus innerem Drange, sondern hauptsächlich um den Reichthum zu zeigen. Denn es wird selbstredend viel Diwara vertheilt, es finden, wie nach dem Begräbniss grosse Schmausereien (*A paluka*) und von Männern wie Frauen gesonderte Tanzaufführungen (*Agu* und *Orokiva*) statt, die aber wie bei fröhlichen Gelegenheiten unter dem Collectivnamen *Malänkene* zusammenzufassen sind. Klagegeheul (*A tinangi*), wie bei Begräbnissen, kommt dabei nicht vor, aber man errichtet die (Seite 100) beschriebenen Gedächtniszäune (*A bogil*).

Die Sitte Todtenschädel aufzubewahren ist bekanntlich weitverbreitet und wird gewöhnlich auf Cannibalismus oder Menschenjägerei, zur Erbeutung von Schädeln als Trophäen (Koppensnellen), zurückgeführt. Beides kommt für die Eingeborenen Neu-Britanniens nicht in Betracht, denn die im Kriege erschlagenen Feinde werden eben verzehrt, und da das Gehirn als der feinste Leckerbissen gilt, geht der Schädel verloren. Beim Rösten zwischen heissen Steinen springen die Näthe, und die abgenagten Knochen werden sorgfältig weggeworfen, wie ich selbst beobachten konnte. Ich sah auch einen Erschlagenen, der deshalb nicht gegessen wurde weil er mit einer Hautkrankheit behaftet war, an einem Steine ins Meer versenken, ohne dass man den Kopf als Trophäe zurückbehielt. Und in gleicher Weise wurde mit erschlagenen Weissen verfahren. Die Schädel, welche man daher in Hütten von Cannibalen durch reinen Zufall sieht, da sie gewöhnlich sorgfältig verhüllt aufbewahrt werden, sind meist nicht solche von Erschlagenen, wie Reisende gewöhnlich wähnen, sondern solche Angehöriger, nicht Zeichen der Menschenfresserei, sondern werden zum Andenken verwahrt. Es hält daher meist sehr schwer Schädel von Eingeborenen zu kaufen, da Anerbietungen in dieser Richtung gewöhnlich zurückgewiesen werden. Freilich ist ein hoher Preis für die Eingeborenen sehr verlockend, aber Keiner will aus Furcht vor den Anderen der Erste sein, nicht, dass er deshalb ein Leid zu erwarten hätte, aber es genirt ihn. Hat aber erst Einer den Anfang gemacht Schädel seiner Angehörigen, die ja ohnehin nicht von Generationen aufbewahrt werden, zu verkaufen, dann findet er schnell Nachfolger. So habe ich während meines achtmonatlichen Aufenthaltes nicht weniger als 167 Schädel kaufen und an Geheimrath Virchow nach Berlin schicken können. Alle diese Schädel wurden mir sorgfältig in Blätter eingepackt, im Geheimen gebracht und eben so sorgfältig von mir versteckt, denn nur durch Verschwiegenheit konnte ich das Vertrauen der Eingeborenen gewinnen und erhalten. Unter allen diesen Schädeln war kein einziger, der Spuren eines gewaltsamen Todes oder Cannibalismus zeigte; die meisten waren sichtlich frisch ausgegraben und beim Reinigen fanden sich nicht selten ein paar Diwara in der Nasenhöhle. Die Zähne fehlten sehr häufig ganz oder theilweise, weil sie ausgefallen waren, aber sie werden nicht etwa zu Halsketten oder dergleichen verwendet. Bei fast allen Schädeln wurde der Unterkiefer, bei einzelnen auch dazugehörige Knochen (Becken, Schulterblätter, Schenkel- und Armbeine) gebracht und der Name des oder der Verstorbenen angegeben. Sie gehörten eben nahen Verwandten, und zwar geringerer Leute an, deren Gebeine überhaupt begraben bleiben, weil keine Mittel für grosse Festlichkeiten vorhanden sind. Es werden also nur Schädel von Wohlhabenden wieder ausgegraben, zum Andenken aufbewahrt und solche nur in seltenen Fällen verkauft.

Wie gut den Eingeborenen alle solche Andenken bekannt sind, wird der folgende Fall zeigen. Dem Häuptlinge *Tauropale* war ein Schädel gestohlen und, wie er richtig vermuthete, an mich verkauft worden. Er bat mich deshalb meine Schädelammlung

ansehen zu dürfen, und griff sogleich den richtigen heraus, den seiner verstorbenen Frau Jetangi, für welchen er mir freiwillig einen Faden Diwara gab. Gegen Rückerstattung der Begräbnisskosten in Diwara würde er mir ohne Bedenken den Schädel gelassen haben. Man wird aus den angeführten Beobachtungen den Schluss ziehen, dass von eigentlichem Todtencultus bei den Neu-Britanniern nicht die Rede sein kann, und dass das Aufbewahren von Schädeln jeder religiösen Anschauung entbehrt.

Schädelmasken sah ich 1881 nicht mehr in Gebrauch, sie waren vielleicht schon abgekommen und schon damals äusserst rar; 1884 konnte ich überhaupt keine mehr erlangen. Aber die Intelligenz der Eingeborenen hatte sich bereits zu plumpen Falsificaten aus Holz aufgeschwungen, welche früher ganz unbekannt waren, jetzt aber bei der gesteigerten Nachfrage nach Curiositäten gute Abnahme fanden und lediglich zum Handel dienten.

In die Kategorie der eigentlichen Maskenfeste mit Mummenschanz gehört der **Dugdug**, wobei eigenthümliche Masken und Anzüge aus Blättern für einzelne Theilnehmer zur Anwendung kommen und den Glanzpunkt des Festes bilden, das in erster Linie den Zweck hat von der leichtgläubigen Menge Diwara einzuheimsen und Schmausereien zu halten. Deshalb ist der Dugdug in geheimnissvolles Dunkel gehüllt, und nur solche, welche sich in den Dugdug eingekauft haben (wozu ich auch gehörte), dürfen an demselben theilnehmen, können aber noch Knaben sein. Die Hauptsache bleibt immer Einkaufen mit Diwara, und schon aus diesem Grunde können nicht alle Männer dem Dugdug angehören. Das weibliche Geschlecht ist, wie bei allen Festlichkeiten der papuanischen Männerwelt, ausgeschlossen und wird, damit jene ungestörter sind, unter dem Zauber eines Tabu in Furcht gehalten. Das für den Dugdug bestimmte Land, wo die Festlichkeiten stattfinden, liegt abseits von den Dörfern und darf von Keinem, der nicht zum Bunde gehört, betreten werden. Die unter Tabu stehenden Dugdugplätze ersetzen in gewissem Sinne die Versammlungshäuser der Männer, wie wir sie sonst in Melanesien finden. Die Grenzen des Dugduglandes sind zuweilen durch Merkzeichen an Bäumen, roh gemalte Gesichter oder dergl. bezeichnet.

Wie beim Dugdug hat das **Tabu** auch sonst nichts mit Religion zu thun, sondern dient hauptsächlich praktischen Zwecken. So ist das Tabu auf Cocospalmen (*Aiwiri* genannt) eine sehr nützliche Einrichtung, um den Ertrag der Palmen durch eine Schonzeit zu erhöhen. Auch die Mission zog Vortheil aus dieser Sitte und stellte die Kirchen als unverletzlich unter den Tabu der Eingeborenen, wusste also den »heidnischen« Gebrauch zum Besten der Kirche klugerweise auszunützen. Dass der Eingeborene eine »Kirche«, die meist nicht besser ist als ein grosses Eingeborenenhaus, nicht für »heilig« hält, ist wohl selbstverständlich.

Religion. Falls man nicht die beschriebenen Todtenfeste als Religion betrachten will, kann von solcher überhaupt bei den hiesigen Eingeborenen nicht die Rede sein. Sie besitzen weder Götzen noch Tempel oder Priester, fürchten sich aber vor Geistern, die unter dem gemeinschaftlichen Namen *Toberan*¹⁾ sehr verschieden und zum Theile Verstorbene, ja selbst Sternschnuppen (*Tulungane*) sein können.

Wie noch so häufig in Europa fürchtet man das Wiederkommen Verstorbener (*Toberan*). Aber es gibt keine eigentlichen Geisterbeschwörer, wohl aber Regenmacher, Leute, welche Krankheiten beschwören, also eine Art Zauberer, die von Leichtgläubigen

1) Die von Parkinson (»Im Bismarck-Archipel«, Seite 136) abgebildeten Figuren aus Holz, Warabat genannt, haben ebenfalls auf Toberane Bezug und sind keine Idole.

profitiren, wie Kartenlegerinnen bei uns. Mit dem Aberglauben der Neu-Britannier ist es daher im Ganzen nicht schlimmer als anderwärts.

Die Eingeborenen haben übrigens für alle Naturerscheinungen, z. B. den zunehmenden wie abnehmenden Mond, Namen, wenn sie auch keine Erklärung derselben geben können; aber auch bei uns gibt es noch Viele, die nicht wissen, wodurch eine Mondesfinsterniss entsteht. Beim Neumond (*Angai*) wird oft ein Brüllen (Freudengeschrei) erhoben, weil er als glückbringend gilt, wie bei uns ja die Sitte herrscht, beim ersten Anblick des Neumondes ein Geldstück zu berühren. Die Eingeborenen knüpfen übrigens keinen Aberglauben an Naturerscheinungen, fürchten sich aber, wie wir, vor dem Blitz, *Malamalapang* (der nach ihnen von Donner, *A kurung*, gemacht wird) und vor Erdbeben (*Anguria*), weil sie Schaden anrichten können. Von Sternen (*A tongul*) unterscheiden sie nur die Venus (*gewengewen kawáwur*).

In Verbindung mit Besprechen von Krankheiten und Derartigem kommen gewisse **Talismane** in Anwendung, von denen die folgende Nummer den gebräuchlichsten repräsentirt.

Aur (auch *Kinakinan*; Nr. 666, 1 Stück), Talisman für Diebe (Taf. VII [5], Fig. 9).

In Form und Grösse ganz einem grossen Vorlegeschloss ähnelnd, aus Rinde oder dergleichen geschnitzt oder zusammengekittet und roth, zuweilen mit einem menschlichen Gesicht bemalt. Die Form des Schlosses ist, da man solche natürlich nicht kannte, nur eine zufällige und nicht etwa Symbol der Verschwiegenheit, wie wir zu einer solchen Deutung geneigt sein würden.

Der Dieb oder überhaupt solche, die etwas im Stillen, dabei aber stets im Dunkel der Nacht, ausüben wollen, halten den Talisman an dem Bügel mit den Zähnen fest und glauben sich dadurch zwar nicht unsichtbar, aber doch gesicherter vor dem Entdecktwerden, kurzum an einen guten Einfluss des Talisman. Auch bei uns wird ja noch an einen solchen geglaubt.

Heilkunde ist natürlich sehr gering entwickelt und wird äusserlich ausgeübt. Das Hauptmittel bleibt für alle Fälle Blutlassen, durch kleine Einschnitte, früher mit Stein-, jetzt mit Glassplintern, an der kranken Stelle, *A kotto* genannt, die dann mit Kalk eingerieben wird. Hat Jemand z. B. Kopfschmerzen, so werden an der Stirne Einschnitte gemacht, die hier *Dilaworria*, am übrigen Körper *Dité* heissen. Fast an jedem Kanaker kann man solche *A kotto*-Narben sehen, die aber nicht mit den absichtlich gemachten Ziernarben (Seite 96) zu verwechseln sind. Bei Epidemien macht man *A Wupagále*, d. h. versucht durch gemeinschaftliches Lärmmachen den bösen Geist, die Krankheit, zu vertreiben, was ich öfters auf Matupi gesehen habe. — Als sichtbares Zeichen von gewissen Krankheitsbesprechungen wird ein circa 1 M. langer Bindfaden mit einigen Diwara am Haar befestigt, dies heisst *Averkumba*.

Innerliche Heilmittel sind mir nicht bekannt geworden, von äusserlichen nur das folgende:

A Tonn (Nr. 882, 1 Probe), Rinde eines Baumes, welche pulverisirt auf offene Wunden gestreut wird und bei der tonischen Eigenschaft derselben unter Umständen nützlich sein kann, obwohl ich niemals eine nennenswerthe Wirkung beobachtete.

Wunden werden wenig beachtet, nur wenn sie schlimm sind, mit Bananenblatt verbunden, wie dies auch bei Knochenbrüchen geschieht. Man legt dann wohl auch Schienen an, und wenn es sich nur um einen gewöhnlichen Knochenbruch handelt, kommen die meisten durch, gewöhnlich bleibt aber das Glied schief. Im Ganzen sind Knochenbrüche selten und rühren meist von Schleudersteinen her. In ganz Matupi gab es nur einen Lahmen, der von einer Cocospalme gefallen war und den Fuss gebrochen

hatte, der infolge der unzulänglichen Verbandmethode erklärlicher Weise schief angeheilt war.

Die chirurgischen Operationen, wie sie Powell (l. c. Seite 165¹) beschreibt, hat er wohl selbst nie beobachtet. Aber freilich er sah auch »einen Mann mit neuen künstlichen Zähnen von Perlmutter« (!?).

Auf eine Beschreibung der Beschwörungs- und Besprechungsmethoden näher einzugehen, würde zu weit führen und muss einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Dasselbe gilt für die **Spiele**, von denen es mehrere gibt, die sich indess für Sammlungen nicht eignen, da meist keine Geräthe dazu nöthig sind. Das folgende heisst:

Tongala-up (Nr. 627, 1 Stück), Luftkreisel, als Spiel der Kinder, zuweilen auch Frauen.

An einem circa meterlangen dünnen Bambu ist an einem langen Bindfaden ein kurzes, flaches, zugespitztes, blattförmiges Stück Bambu befestigt. Dasselbe bringt durch schnelles Schwenken des Stockes ein lebhaftes Sausen von überraschender Wirkung hervor.

b. Willaumez,

die grösste Insel²) an der Nordküste ist gebirgig und bis auf die Spitzen der Berge (darunter ein ansehnlich hoher Kegel, jedenfalls erloschener Krater) dicht bewaldet. Wir fanden längs der Nordküste, die nur selten freiere Uferstreifen zeigt, blos wenige kleine Niederlassungen und hatten nur einmal Gelegenheit mit Eingeborenen zu verkehren. Sie kamen unter fortwährendem, nicht unübel klingendem Singen in Canus ab, wahrscheinlich um sich Muth zu machen, und waren sehr scheu. Wahrscheinlich hatten sie noch nicht oft mit Schiffen verkehrt, denn sie machten sich nichts aus Beilen und kannten Tabak gar nicht. Sie glichen ganz Bewohnern von Blanche-Bai, gingen wie diese total nackt und schienen meist beschnitten. Von Weitem sahen sie sehr hell aus, wie sich aber beim Näherkommen zeigte, infolge Anstriches von rother und gelber Ockerfarbe. Manche waren ganz roth bemalt, wie auch ihr Haar, das sonst keine besondere Pflege verrieth. Die Männer hatten meist kurzgeschnittene Bärte; einzelne waren durch Ziernarben (*A kotto*) ausgezeichnet; Tätowirung fehlte.

An Waffen besaßen sie nur gewöhnliche Speere mit wirklichen und imitirten Knochen am Ende, ganz wie die von Blanche-Bai (Nr. 729, 730, Seite 104), und Diwara schien hier eine ebenso grosse Rolle zu spielen als dort. Im Uebrigen war das, was sie an sich trugen und besaßen, meist von den in Blanche-Bai gebräuchlichen Sachen verschieden und zeigte die grösste Uebereinstimmung mit Neu-Guinea. So sah ich schöne aus *Tridacna* geschliffene Nasenkeile (ganz wie solche von Port Moresby), Brustschmuck aus abnorm gebogenen Eberhauern (der aber nicht verkauft wurde), Brust-Kampfschmuck³) aus zwei *Ovula*-Muscheln, Kalebassen zu Kalk, Mattensäcke, filetgestrickte

1) »In the case of a broken leg or arm the flesh is cut open to the bone (mit einem Stück Obsidian, Glas oder Haifischzahn!), which is drawn into position and a piece of bamboo inserted next to the bone to keep it in its place, and the wound is then bound up«. Das »Stück Bambu« eitert dann ganz reinlich wieder aus wird hinzugefügt! Nicht wahr, wunderbar! wer's glaubt!

2) Nach den neuesten Untersuchungen des Herrn von Schleinitz keine Insel, sondern Halbinsel! (vergl. Nachricht. der N. G. Comp. 1888, Seite 34).

3) Ueber »Kampf-Brustschmuck« vergl.: Finsch, Original-Mittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung des königlichen Museums zu Berlin (I. Jahrg., 1886, Heft 2 und 3, Seite 102, 103, Taf. I und II).

Dieser für Neu-Guinea eigenthümliche »Kampfschmuck«, für gewöhnlich an einem Band oder Strick um den Hals getragen, wird beim Kampfe vom Krieger im Munde, d. h. mit den Zähnen festgehalten, um dadurch dem Gegner fürchterlicher zu erscheinen.

fein verzierte Tragbeutel, fein geflochtene, mit Diwara verzierte Armbänder, Haarschmuck aus Casuarfedern, Ohrringe aus Schildpatt, aber auch einige eigenthümliche Machwerke, die wir im Folgenden kennen lernen. Einige Männer hatten das Fesselgelenk bis fast zur halben Wade herauf dicht mit, oft rothgefärbtem, Rottan umwunden.

Die Canus, übrigens von gewöhnlicher Bauart und ohne Schnitzwerk und sonstige Verzierungen, glichen am meisten denen von Neu-Guinea und waren sehr verschieden von solchen in Blanche-Bai.

Schmuck.

Stirnschmuck.

Stirnbinde (Nr. 417, 1 Stück), aus einem Bande rothgefärbten Schilfes, ganz wie solches in Blanche-Bai (Seite 97) verwendet wird; waren am häufigsten.

Stirnbinde (Nr. 426, 1 Stück), aus Muschelgeld, ganz wie das Diwara von Blanche-Bai, das auch hier jedenfalls als Münze dient. Nach den Bestimmungen von Professor von Martens ist die Muschel aber eine andere Species: *Nassa callospira*.

Stirnbinde (Nr. 427, 1 Stück; Taf. III [1], Fig. 17), eigenthümlich, besteht aus zwei Reihen flach geschliffener, sehr kunstvoll zusammengebundener Diwara und wird in längeren Stücken auch zu Leibschnüren benutzt.

Hals- und Brustschmuck.

Halsschmuck (Nr. 493, 1 Stück), Taf. III [1], Fig. 10. Lange Schnur aufgereihter halbdurchschnittener Samenkerne von *Coix lacryma* und Abschnitten eines dunklen Pflanzenstengels. Diese Halsketten waren am häufigsten und sind durch das Verwenden der Pflanzenstengel eigenthümlich.

Halsschmuck (Nr. 512, 1 Stück), aus einem Doppelbüschel schmaler, langer Blätter oder Pflanzenstoff bestehend, das an den Halsstrick befestigt, über den Nacken herabhängt.

Halsschmuck (Nr. 492, 1 Stück), sehr fein und eigenthümlich; sechs Reihen fein geflochtener Schnüre zum Theile dicht mit Muscheln (Diwara) besetzt; als Anhängsel vier Schnüre halbdurchschnittener *Coix*-Samen (Taf. III [1], Fig. 9) mit *Cypraea moneta*.

Hals- und Brustschmuck (Nr. 491, 1 Stück; Taf. III [1], Fig. 9, 13, 15, 16), sehr fein und eigenthümlich. An drei sehr fein geflochtenen, schmalen (5 Cm. breiten) Bändchen und zwei Schnüren aufgereihter durchschnittener Samenkerne von *Coix lacryma*, mit einigen Beutelthierzähnen (Fig. 16) sind als Anhängsel acht 12 Cm. lange Schnüre von Querschnitten von *Coix*-Samen (Fig. 9) befestigt, von denen vier in zierliche Breloques aus einer längsdurchschnittenen Fruchtschale mit zwei Hundezähnen (Fig. 15) enden (ganz wie solche in Neu-Guinea gemacht werden). An der Verbindungsstelle der Halsschnüre und des Anhängsels sind zwei Scheiben, von der Spitze eines *Conus* geschliffen (Fig. 13), befestigt.

Hals- und Brustschmuck (Nr. 490, 1 Stück; Taf. III [1], Fig. 18), sehr fein und eigenthümlich. An einer Doppelreihe von je fünf dünnen feinen Bindfaden hängt ein halbmondförmiger Schild von Perlmutter (Fig. 18); am Ende vereinigen sich die Bindfaden zu einer 9 Cm. langen Wulst, auf die drei Längsreihen von Diwara aufgeflochten sind; als Anhängsel für den Nacken sind zwei Büschel getrockneter Blätter, ein Ferkelschwanz und ein feiner, circa 9 Cm. langer Kamm aus zehn dünnen, an der Basishälfte fein zusammengeflochtenen Stäbchen befestigt.

Armschmuck.

Armband (Nr. 382, 1 Stück), dünner Reif aus gespaltenem Rottan.

Armbänder (Nr. 383, 2 Stück), aus gleichem Material, roth gefärbt, aber breiter und in eigenthümlicher Weise halbrund geflochten.

Armband (Nr. 384, 1 Stück), eigentümlich (Taf. III [1], Fig. 21). Fein geflochtenes Band (Umfang 26 Cm.) aus buntgefärbter Pflanzenfaser (gelb, schwarz und roth), wohl von einer Schlingpflanze, und oben und unten mit einem Rande von Diwara besetzt.

Armband (Nr. 398, 1 Stück), aus Schildpatt (ganz wie Nr. 397, Seite 99).

Geräthschaften.

PerlmutterSchale (Nr. 32, 1 Stück), als Instrument zum Schneiden und Schaben und überall gebräuchlich.

Schaber (Nr. 46a, 1 Stück), aus Perlmutter (Taf. IV [2], Fig. 7 und 8, Seitenansicht), sauber gearbeitet (oben durchbohrt); zum Schaben hauptsächlich von Cocosnuss.

Fasermaterial (Nr. 141, 1 Probe), zu Bindfaden; ganz dasselbe, wie es sonst in Neu-Britannien und Neu-Guinea verwendet wird.

Musik.

Panflöte (Nr. 578, 1 Stück), ganz wie von Neu-Irland (Nr. 577).

Rohrflöte (Nr. 579, 1 Stück; Taf. V [3], Fig. 6, von oben), aus zehn Röhren, die mit fein gespaltenem Rohr zusammengebunden sind; das längste Rohr ist 58 Cm., das kürzeste 26 Cm. lang.

Kommt ganz ähnlich in den Salomons vor.

c. French-Inseln,

eine Gruppe kleiner, bergiger, vulcanischer Inseln westlich von Willaumez, die ziemlich bevölkert zu sein scheint. Ich lernte nur Eingeborene von Forestier-Insel kennen, die aber in Folge des Besuches eines Arbeiterwerbeschiffes (*Labourtrader*) so scheu und vorsichtig waren, dass sich nur mit Mühe Einiges erlangen liess.

Die Leute glichen ganz Neu-Britanniern von Blanche-Bai und gingen wie diese total nackt (ohne Tätowirung); es gab viele von lichterer Hautfärbung. Ihre Canus waren von gewöhnlicher Bauart, ohne allen Schmuck, und sind für weitere Seefahrten jedenfalls nicht geeignet. In dem einen, übrigens ganz überladenen Canu sassen 15 Mann, die, wie die übrigen, vor Furcht zitterten und sich nicht längsseits des Dampfers wagten. Sie kannten keinen Tabak und brachten einige Cocosnüsse, *Niu* genannt, ein polynesisches Wort, das aber auch an der Nordküste von Neu-Guinea, wenn auch nicht überall, angewendet wird.

Von Waffen sah ich nur Speere, ganz wie solche mit imitirten Knochen am Fusse von Blanche-Bai. Die Leute hatten meist gewöhnliche Kalebassen zu Kalk, ich bemerkte aber keine filetgestrickten Beutel.

Wie die Canus und Kalebassen, zeigten auch die Schmucksachen neuguineisches Gepräge und sind meist mit solchen identisch. So der eigentümliche Kampfschmuck aus zwei *Ovula*-Muscheln und die Armbänder (Taf. III [1], Fig. 20), welche für die Ostküste Neu-Guineas ganz besonders charakteristisch werden. Die meisten trugen übrigens gewöhnliche, geflochtene schwarze Armbänder. Im Uebrigen notirte ich: Haarkämme, aber keinen Federschmuck, als Ohrschmuck grüne Blätter, Nasenkeile von Rohr, gespaltene Rottanstreifen um Hand- und Fesselgelenk, einzeln aus *Tridacna* geschliffene Scheiben als Brustschmuck, Halsketten aus Diwara und eine mit feiner Gravirung ornamentirte Cocosschale. Ein Mann besass eine Axt, an welcher ein Stück Flacheisen als Klinge befestigt war, verkaufte dieselbe aber nicht.

Die folgenden Stücke sind von Forestier-Insel:

Armbänder (Nr. 366, 3 Stück) aus *Trochus niloticus* geschliffen. Wie die Laleis von Blanche-Bai und Neu-Irland (Nr. 371), aber nicht so zierlich, daher ganz mit solchen von der Nordküste Neu-Guineas übereinstimmend.

Armband (Nr. 393, 1 Stück), Taf. III (1), Fig. 20, sehr fein und in der für Neu-Guinea charakteristischen Form mit zwei blattförmigen Schneppen. Umfang $27\frac{1}{2}$ Cm.; *a* feines Flechtwerk aus gespaltenem rothgefärbten Rohr oder Rottan, *b* noch feineres aus Pflanzenfasern, *c* Randverzierung aus Diwara (*Nassa callospira*), in der Mitte sechs solcher Reihen.

d. Cap Raoul,

an der Nordwestküste, schien eine ziemlich bevölkerte Gegend. Etwas östlich vom Cap sehen wir zuerst drei grössere Dörfer, deren Bewohner sich in ihren Canus durch die Brandung arbeiteten und längsseit, aber nicht an Bord kamen, da die meisten vor Furcht zitterten. Diese Eingeborenen waren echte Papuas, gingen, bis auf einzelne, die einen schmalen, schlechten Schamschurz aus Tapa trugen, total nackt und waren alle beschnitten. Die meisten Männer hatten Voll- und Schnurrbärte, das Haar ohne Frisur, nur mit rother Farbe eingeschmiert, daher zuweilen verfilzte Zotteln. Keine Tätowirung, aber Einzelne mit rothen Strichen über Nase und Backen. Die Canus waren zum Theil ansehnlich gross, bis 30 Fuss lang; ein solches trug 19 Mann, wovon allein 12 auf der Plattform hockten. Im Uebrigen zeichneten sich nur ein paar Canus durch eingebrannte rohe Verzierungen aus, wie auch die eigenthümlichen Ruder. Diese Leute besaßen keine Wasserschöpfer und schöpften mit den Händen aus. Ich sah keinerlei Waffen, noch Diwara oder filetgestrickte Beutel; die Leute trugen ihre Habseligkeiten in Mattensäcken. Sie kannten keinen Tabak, nahmen aber Glasperlen, rothes Zeug, vor Allem aber Flacheisen (*Gari*).

Der Ausputz dieser Eingeborenen zeigt die grösste Uebereinstimmung mit Neu-Guinea; namentlich der charakteristische Kampf-Brustschmuck (Taf. III [1], 23) und die Armbänder (Taf. III [1], 20), darunter solche aus gebogenem Schildpatt (Taf. III [1], 22).

An sonstigen Gegenständen beobachtete ich: Kopfputz aus Casuar- und Cacatu-federn (keine Käbme und Nasenpflocke), breite Schildpattohrringe (doch hatten die meisten die Ohren undurchbohrt); gewöhnliche schwarze und rothe Grasarmbänder; Brustschmuck aus *Tridacna* geschliffen; Stirnschmuck aus *Cymbium* (keinen Schmuck aus Schweine- oder Hundezähnen, keine Diwaraschnüre); Kalkalebassen, darunter solche mit einem Mundstück von einer *Conus*-Muschel, am Halse mit schöner Verzierung von aufgeklebten *Nassa*-Muscheln und rothen *Abrus*-Bohnen (ganz wie sie in Neu-Guinea, z. B. Finschhafen, vorkommen). Ein Mann trug einen Reif von Rottan um das Handgelenk, was vermuthen lässt, dass diese Eingeborenen vielleicht Bogen besitzen. Es wurden keine Fischhaken angeboten.

Schmuck.

Armband (Nr. 385, 1 Stück), aus einer Art Gras oder Liane geflochten; gewöhnliche Form, wie sie überall vorkommt (z. B. von Port Moresby, Nr. 378).

Armband (Nr. 399, 1 Stück), aus Schildpatt (ganz wie Nr. 397 von Luën und Nr. 398 von Willaumez).

Armband (Nr. 400, 1 Stück), breiter Reif von Schildpatt, mit eingekratzten Rillen (ganz ähnlich von Ruk, Nr. 411).

Armband (Nr. 401, 1 Stück), von Schildpatt (Taf. III [1], Fig. 22), mit eingravirter Zeichnung, Umfang $22\frac{1}{2}$ Cm.

Derartige Armbänder sind an der Ostküste von Neu-Guinea sehr häufig und die Sammlung enthält mehrere Exemplare daher. Die vorhergehenden beiden Stücke zeigen am besten, wie verschieden die Ornamentirung an derselben Localität sein kann.

Sehr feiner **Kampf-Brustschmuck** (Nr. 529, 1 Stück; Taf. III [1], Fig. 23, rechte Hälfte) in der für die Nordostküste Neu-Guineas eigenthümlichen und charakteristischen Form. Das Stück besteht aus zwei *Ovula*-Muscheln (*a*), die durch einen mit gespaltenem Rottan umwickelten Riegel (*b*) verbunden sind, an dem ein blattförmiger Anhang befestigt ist, aus feinem Flechtwerk, mit Randbesatz von Diwara (*c*), in der Mitte drei Längsreihen. — Ganz ähnlich ist ein solcher Schmuck von Huon Golf (Nr. 530).

Geräthschaften.

Perlschale (*Margarita margaritifera*) (Nr. 31, 1 Stück), als Schneid- und Schabinstrument.

Muscheln bilden überall das gewöhnlichste Instrument zum Schneiden, und zwar hauptsächlich bivalve Flussmuscheln. Mit einer Schale von *Cyrene papua* sah ich einen hiesigen Eingeborenen sein Grasarmband abschneiden, wobei er ein Stück Holz unterlegte.

Schaber (Nr. 46 b, 1 Stück) für Cocosnuss, aus Perlschale gearbeitet.

Axt (Nr. 120, 1 Stück; Taf. IV [2], Fig. 4), *a* Holzstiel, *b* Futter, aus zwei Holzstücken, in welche die Klinge *c*, aus *Tridacna*-Muschel geschliffen, eingeklemmt und mit Bindfaden *d* festgebunden ist; *e* Verbindung des Holzstieles mit dem Futter durch fein gespaltenen Rottan.

Ich sah nur so kleine Aexte mit Muschelklingen; die meisten waren viel roher und bestanden nur in einem Stück *Hippopus*-Muschel, das ganz in der Weise mit dem Stiele verbunden war wie die Steinaxt von Neu-Hannover (Taf. IV [2], Fig. 3). Ganz gleiche Aexte mit Muschelklinge werden wir in Neu-Guinea kennen lernen (Nr. 121) von Hatzfeldthafen.

e. Hansabucht

nannte ich eine Bucht an der Südwestküste von Neu-Britannien, welche zwischen dem Südcap und Roebuk-Point der Karten liegt und mit dem Dampfer »Samoa« entdeckt wurde. Die Gegend schien mehr als sonst bevölkert, obwohl die Häuser meist nur zu 3 bis 4, selten so viel als 10 beieinander standen, und es kamen eine Menge Canus mit Eingeborenen ab, die sich aber erst nach vielen Bemühungen längsseit wagten. Die Canus waren sehr roh, aus einem Baumstamm mit rohem Auslegergeschirr und trugen bis 16 Mann; auch diese Canus sind nur für Localverkehr geeignet.

Die Leute selbst waren echte Papuas und alle mit einem schlechten Mal aus zum Theile buntbemalter *Tapa* bekleidet, welcher die Geschlechtsteile suspensoriumartig einhüllte. Die meisten trugen das Haar in der üblichen Weise am Hinterkopfe rasirt, andere in besonderen Scheerfrisuren oder im Nacken durch Schmutz verfilzte Zottelstränge, ganz wie die Gatessi in Astrolabe-Bai. Ich sah verschiedene Männer mit Vollbart, aber die meisten hatten das Gesichtshaar ausgerissen. Die oft auffallend zurückfliehende Stirn und der lange Kopf gaben diesen Eingeborenen ein eigenthümliches Aussehen, schienen aber eine Folge künstlicher Deformation. Bei einigen Männern bemerkte ich Tätowirung, nur 2—3 Längslinien aus Querstrichelchen über die Stirn und Querlinien über die Wangen. Um den Kopf trugen manche eine Binde von einer Art Heede, wie ich sie sonst nur noch bei Festungshuk in Neu-Guinea sah.

Sie brachten einige Cocosnüsse, Taro, Hunde, getrocknete Tabakblätter, Betelnüsse, kannten aber keinen Tradetabak und nahmen wie überall am liebsten Bandeisen.

Sie führten keinerlei Waffen, aber sonst mancherlei mit sich. Ich notirte: Kopfputz aus Cacatu- und weissen Hahnenfedern (keine Casuarfedern und Kämmen); im Septum ein Stückchen Rohr; gewöhnliche geflochtene Grasarmbänder; grobe *Trochus*-Armbänder (wie die Lalei, Seite 99, aber gröber), kleine filetgestrickte Brustbeutel, schöne grosse Fischnetze mit Senkern von *Arca*-Muschel (keine Fischhaken); Panflöten aus 6—7 Röhren (ganz wie sonst z. B. von Neu-Irland); Scheiben von *Conus*-Muschel zu Hals- und Brustschmuck; ich beobachtete keine breiten gravirten Armringe (wie Nr. 401, Seite 121) von Schildpatt, keinerlei Stein- oder Muschelwerkzeuge, nur die gewöhnlichen Brecher aus Knochen, welche im Armband getragen wurden. Die meisten Gegenstände stimmen also mit solchen aus Neu-Guinea überein, darunter besonders die charakteristischen Armbänder (Taf. III [1], Fig. 20) und Brust-Kampfschmuck (ganz wie von Cap Raoul). Diwara schien hier eine grosse Rolle zu spielen, ebenso Schweinezähne (ich bemerkte keine Hundezähne), die wir mit anderem eigenthümlichen Schmuck in den folgenden Stücken kennen lernen.

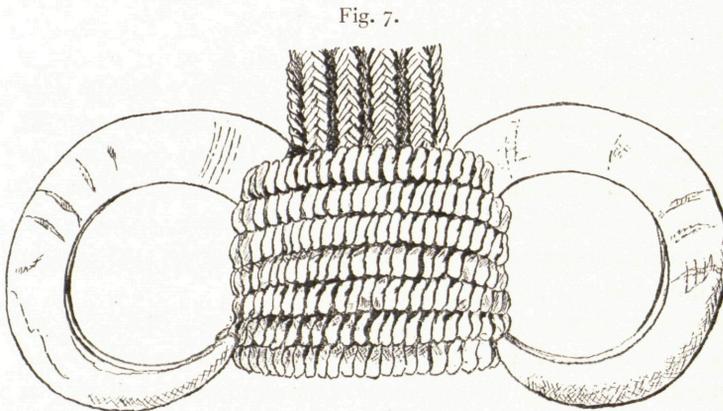
Schmuck.

Schnur-Muschelgeld (Nr. 629, 1 Stück).

Stimmt ganz mit dem Diwara von Blanche-Bai (Taf. III [1], Fig. 1) überein und schien in derselben Weise als Geld zu dienen, da es fadenweise verkauft, sowie zu Halsketten wie sonst verwendet wurde. Das Material ist ebenfalls eine *Nassa*, aber nach Dr. Reinhardt *Nassa callospira*, übrigens in derselben Weise als in Blanche-Bai bereitet und aufgereiht.

Ohringe (Nr. 321, 2 Stücke; Taf. III [1], Fig. 12), eigenthümlich.

Sie bestehen in einem flachen Ringe aus Schildpatt (*a*), auf dessen Rande mittelst Pflanzenfaser Diwaramuscheln (*b*) befestigt sind. Sie werden durch den Schlitz (*c*) in den durchbohrten Ohrklappen gezwängt und oft in so grosser Anzahl getragen, dass das Ohr tief herabhängt.



Feiner Kampf-Brustschmuck aus abnorm gekrümmten Eberhauern, von Hansabucht, Neu-Britannien.

Armband (Nr. 396, 1 Stück) von Schildpatt (ganz wie Nr. 399, Seite 120), von Cap Raoul.

Halskette (Nr. 496, 1 Stück; Taf. III [1], Fig. 11), aus *a* Diwara und *b* Abschnitten der Primärschwinger des Casuar (vermuthlich *Casuarus Bennetti*).

Sehr werthvoll und in ähnlicher Weise an der Südostspitze Neu-Guineas in Gebrauch (wie Nr. 487 von Milne-Bai).

Kampf-Brustschmuck (Nr. 528, 1 Stück) (Fig. 7), eigenthümlich. Besteht aus zwei abnorm gewachsenen zirkelrunden Eberhauern, die mit sieben Reihen Diwara verbunden sind und an einem 34 Cm. langen, eigenthümlich aus Pflanzenfaser geflochtenen

Tragbände hängen; ausserdem hier noch eine 35 Cm. lange Schnur aufgereihten Diwaras. Derartigen Schmuck habe ich nur hier angetroffen. Er erhält durch die Verwendung der zirkelrunden Eberzähne, deren Erzeugung¹⁾ die Eingeborenen also verstehen müssen, eine besondere Bedeutung und hohen Werth.

2. Neu-Irland,

neuerdings »Neu-Mecklenburg«²⁾ genannt, eine bedeutend kleinere Insel als Neu-Britannien (Flächeninhalt 11.690 Quadratkilometer), aber von gleicher Formation: vulcanisch, bergig bis gebirgig, dicht bewaldet, im Nordwesten niedriger; Form ähnlich Neu-Britannien, langgestreckt aber schmaler. Der Rev. George Brown gelangte von dem Küstendorf Kalil an der Westküste, in der Nähe von Rossel-Bai, gegenüber den Herzog York-Inseln, ohne Mühe an die Ostküste. Nachdem das sehr steile, ca. 2500 Fuss hohe Küstengebirge erklettert worden war, kam man auf hübsches Tafelland, das sich allmählig bis zur Ostküste abflachte. Die Breite der Insel, welche nirgends mehr als 20 Seemeilen überschreitet, beträgt hier gar nur wenige englische Meilen; an einem anderen nicht weit von Kalil gelegenen Platze, Koromud oder Kurumul genannt, nach dem Rev. Brown kaum eine halbe englische Meile. — Ausser der eben erwähnten Landreise Brown's ist wohl noch keine andere gemacht worden und Neu-Irland ebenso oder noch mehr unbekannt als Neu-Britannien. In früheren Zeiten pflegten Walfischfahrer an der Südspitze (im Port Carteret) vorzusprechen, um Wasser und Holz einzunehmen, weshalb die Eingeborenen hier etwas Englisch radbrechen. Im Jahre 1876 errichtete die Wesleyanische Mission eine Station in Kalil, später noch ein paar in der Nähe, die sich aber ebensowenig entwickelten als der Handel, welcher hier nur die unbedeutende Station Kurass³⁾ zum Ankauf von Copra besitzt. Einen weit bedeutenderen Aufschwung nahm dagegen, in Folge des Reichthums an Cocospalmen, der Handel an der äussersten Nordwestecke der Insel. Unter der energischen Leitung von Friedrich Schulle errichtete das Hamburger Haus Hernsheim & Co. hier 1879 und 1880 von Nusa bis Lagunebange, einem Küstenstriche von circa 25 Seemeilen Länge (in der Luftlinie), an ein Dutzend Stationen, die aber mit mancherlei Schicksalen zu kämpfen hatten und von denen 1883 nur noch zwei bestanden. Uebergriffe seitens der Trader (Aufkäufer), namentlich aber der Werbeschiffe (*Labourtrader*) haben hier viel Unheil angerichtet und zum Theile blutige Conflictte mit den Eingeborenen herbeigeführt. So wurde 1883 die schon 1879 errichtete Hauptstation auf Nusa niedergebrannt, im folgenden Jahre durch Friedrich Schulle aber wieder aufgenommen und ist seitdem das Centrum des Handels für Neu-Irland geblieben. Ausserdem gibt es an der Küste vielleicht noch zwei oder drei andere Stationen, die übrigens sehr wechseln. Was unsere Museen besitzen ist in erster Linie diesen Handelsniederlassungen zu verdanken, und die meisten mit »Neu-Irland« bezeichneten ethnologischen Gegenstände stammen entweder von der Nordwestecke oder dem erwähnten kleinen District an der Südwestküste. Beide Gebiete besitzen aber gewisse höchst charakteristische Eigenthümlichkeiten, die sich z. B. in den sogenannten Götzen-

1) Vergl. Finsch: »Abnorme Eberhauer, Pretiosen im Schmuck der Südseevölker« in Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XVII (1887), Taf. VI.

2) Die Benennung »Tombara« ist den Eingeborenen, die für die Gesamtinsel überhaupt keinen Namen haben, unbekannt.

3) Dieses Dorf liegt in der Gegend von Rossel-Bai, ist aber, wie die vorhergenannten Plätze, auf keiner Karte verzeichnet.

bildern aus Holz im Nordwesten und solchen meist aus Kalk im Südwesten so frappant markiren, dass es zweckmässig erscheint, diese Gebiete gesondert zu behandeln. Eingehendere ethnologische Studien sind in Neu-Irland noch nicht gemacht worden. Es gibt daher hier noch einige sogenannte Räthsel von besonderem Interesse zu lösen, die aber wie so manches anfangs wunderbar Scheinende durch vorurtheilsfreie Beobachter sehr leichte Erklärung finden werden. Eile scheint hierbei mehr als anderwärts geboten, denn bald wird es zu spät sein. Nicht allein, dass die Werbeschiffe eine grosse Anzahl Eingeborener als Arbeiter weggeführt, ja gewisse Gebiete fast entvölkert haben, so sind durch den zersetzenden Einfluss der Civilisation die Eingeborenen nicht mehr dieselben geblieben. Im Jahre 1880 noch über Glasscherben, Stückchen Bandeisen und ähnliche Kleinigkeiten erfreut, sind sie jetzt mit gewöhnlichen Beilen nicht mehr zufrieden und verlangen bereits nach Feuerwaffen. Der reichliche Besitz von eisernen Werkzeugen hat, wie überall, auch hier die Eingeborenen fauler gemacht und ihre Arbeiten sind statt besser, schlechter geworden. Dies zeigt sich namentlich an den Schnitzereien, die durch theilweise Wiedergabe europäischer Erzeugnisse (Hüte u. dergl.) bereits an Originalität verloren haben und zum Theile nur noch für den Handel gemacht werden, da der gesteigerte Schiffsverkehr ja immer Abnahme sichert.

Ich selbst habe Neu-Irland, sowohl im äussersten Süden als Norden, fünfmal besucht, aber immer nur auf zu kurze Zeit, um eingehendere Studien machen zu können. Die Bevölkerung, wenigstens an der ganzen Westküste, welche ich wiederholt von Cap St. George bis zur Steffenstrasse und Nusa befuhr, schien überall äusserst spärlich und schon aus dem Mangel grösserer Bestände von Cocospalmen, sowie der ausserordentlichen Steilheit der Gebirge, die im Südwesten meist bis ins Meer herabsteigen, erklärlich.

A. Eingeborene.

Dieselben sind echte Papuas (vergl. Anthropologische Ergebnisse Seite 58) und, abgerechnet die bekannten Nuancirungen, wie sie sich allenthalben in Melanesien finden, sowohl im Süden als Norden durchaus als Rasse gleich. Die Isolirtheit der Wohnsitze hat, wie überall, eine grosse Verschiedenheit der Sprachen hervorgebracht und der Verkehr der verschiedenen Stämme ist bei dem Mangel grosser Segelcanus ein sehr beschränkter und meist nicht friedlicher. Nur die Bewohner der Herzog York-Inseln kommen zuweilen an die gegenüberliegende Küste, entweder um zu fechten oder Muschelgeld einzutauschen. Auch die Neu-Britannier am Nordrande der Mutter sollen Neu-Irland, das sie »*Lau-uru*« nennen, zuweilen besuchen. Die Matupiten lernten das kaum 20 Seemeilen entfernte Neu-Irland erst durch Handelsschiffe kennen und nennen die Eingeborenen »*Kaput*«, ein Wort, das sie so häufig von ihnen hörten, denn es bezeichnet Band- oder Flacheisen.

Die Neu-Irländer sind sehr fröhliche, aufgeweckte Menschen, die im Verkehre mit Weissen einen sehr guten Eindruck machen, und längst nicht so schlimm als ihr Ruf. Der Rev. Brown besuchte unbewaffnet Plätze, die vorher nie von Weissen betreten worden waren, und obwohl sich oft ein paar Hundert Bewaffnete um ihn sammelten, wurde er doch stets gut behandelt und ihm kein Haar gekrümmt. Der längere Verkehr mit Weissen ändert solche Verhältnisse gar bald. Dies gilt namentlich auch in Bezug auf die Keuschheit der Frauen, die in Neu-Irland an manchen Plätzen schon sehr gelitten haben soll; aber die Frauen scheinen überhaupt in Neu-Irland minder streng als in Neu-Britannien gehalten zu werden.

Wie dort leben die Eingeborenen in kleinen Gemeinden, von denen nur die benachbarteren zusammenhalten, und nähren sich in erster Linie nur von dem Ertrage

ihrer sorgfältig angelegten Plantagen. Aber es gibt Häuptlinge von bedeutendem Ansehen und grösserer Macht als in Neu-Britannien, schon deshalb, weil die Neu-Irländer viel kriegerischer sind als die Neu-Britannier und für ihre stetigen Fehden Anführer bedürfen. Romilly, der 1883 in Kapsu einem grossartigen Kampfe beiwohnte, schätzt die Anzahl der dort versammelten Menge auf 1500, die der Gegenpartei auf 1000 Krieger. Das ist seitdem anders geworden; denn Werbeschiffe haben einen grossen Theil der besten Männer (über 2000 allein aus dem Gebiete von Nusa) weggeführt, von denen nur die wenigsten zurückkehrten.

Eng mit dem Kriege verbunden ist der **Cannibalismus**, welcher in Neu-Irland noch heute in voller Blüthe steht. Ich sah von Nusa 15 Canus abgehen, um ein benachbartes Küstendorf zu überfallen, lediglich um Menschen zum Essen zu erbeuten, woraus gar kein Hehl gemacht wurde. An den Festivitäten nimmt Alles, Alt wie Jung, Männer wie Frauen theil, da Menschenfleisch als besonderer Leckerbissen gilt und dem von Schweinen vorgezogen wird. Der Mangel an animalischer Nahrung ist keineswegs die Ursache dafür, denn im Wesentlichen leben alle Südseestämme nur von Pflanzenkost, und es gibt weite Gebiete, wo Menschenfresserei unbekannt ist. Auch da wo sie herrscht bildet sie keinen Antheil an der Ernährung der Menge, sondern nur eine Festzugabe, von der jeder Theilnehmer eben nur sehr wenig erhält. Die einzige und zugleich beste Beschreibung der schauerlichen Sitte gibt Romilly,¹⁾ ausser Friedrich Schulle wohl der einzige Europäer, der einem grossartigen Cannibalfeste in Neu-Irland beiwohnte. Er bestätigt meine Beobachtung, dass die Schädel nicht als Trophäen bewahrt, sondern dem Schmause mit geopfert werden, da das Gehirn als das Feinste gilt. Die »Oefen«, welche Romilly erwähnt, sind keine solchen in unserem Sinne, sondern nur die Aufhäufung von Steinen, wie sie auch sonst zum Kochen benutzt werden. Ich selbst sah in Neu-Irland auf dem Festlande, Nusa gegenüber, nur einmal einen Schädel an einem Baume hängen, der einer Frau angehört hatte, die verzehrt worden war. Mit freundlichem Lächeln bestätigten niedliche Mädchen, auf Befragen, ohne Scheu, dass sie an dem Mahle theilgenommen. Der Rev. Brown sah in einem Versammlungshause an der Ostküste 35 menschliche Unterkiefer neben solchen von Schweinen, als Erinnerung an die abgehaltenen Schmausereien, aufgehängen, und in einem anderen Dorfe an dem Stamme einer Cocospalme 76 Kerbe eingehauen, von denen jede ein erschlagenes oder aufgezehrttes Opfer bezeichnete. Wie mir Schulle erzählte war Cannibalismus, namentlich in früheren Jahren, etwas Gewöhnliches in Nusa. Nicht selten wurden Gefangene umgebracht, die man an Händen und Füssen gefesselt, oft stundenlang im Canu mitgeschleppt hatte, und zuweilen wurden diese unglücklichen Opfer noch gequält. So sah Schulle einem Gefangenen die Hände abhacken, ehe man ihn tödtete, weil der Mann ein gefährlicher Dieb gewesen war. Auch Weiber sahen solchen Brutalitäten nicht nur gleichgiltig zu, sondern beteiligten sich zuweilen dabei. Dennoch ist Grausamkeit nicht ein vorherrschender Zug im Charakter der Neu-Irländer, sondern nur Einzelner, und man wird diese sogenannten »Wilden« milder beurtheilen, wenn man an die scheusslichen Martern der Folter bei uns zurückdenkt. Es gibt auch in Neu-Irland humane Sitten und Menschen. So können sich Gefangene nicht selten freikaufen, und ich erlebte einen Fall, wo ein Nusamann an der Küste von den Männern übel zugerichtet,

1) »The Western Pacific and New Guinea« (London 1887), hier Cap. III »Cannibalism in New Ireland« eines der interessantesten des ausgezeichneten Buches, bei dem Jeder nur die Kürze beklagen wird, mit der der Verfasser, einer der besten Kenner des Pacific, über manche hochwichtige Beobachtungen hinweggeht.

durch deren energische Weiber gerettet wurde, die den schwer Verwundeten nach Nusa brachten.

Die ethnologischen Eigenthümlichkeiten der Neu-Irländer stimmen in manchem mit denen der Neu-Britannier (Seite 91) überein. Doch kennt man keine durchbohrten Steinwaffen, Diwara und Dugdug, dagegen Versammlungs- oder sogenannte Tabuhäuser und Kokonon (Muschelgeld). Vor Allem verdienen aber die hohe Entwicklung von kunstvollen Holzschnitzereien und Leichenverbrennung als besondere ethnologische Charakterzüge genannt zu werden.

Die vorstehenden Bemerkungen beziehen sich auf das

a. Nordende,

das riffreiche Inselgebiet von der Steffenstrasse bis zur Insel Nusa und der entsprechenden Küste des Festlandes; die Sammlungen stammen zum Theile weiter östlich aus den Küstendörfern bis Kapsu hin her. Neu-Hannover scheint, nach dem was ich von dort zu sehen bekam, ethnologisch aufs innigste mit diesem Gebiete übereinzustimmen.

B. Körperausputz.

Bekleidung fehlt bei den Männern ganz, wie in Neu-Britannien. Während dort aber auch die Frauen nicht mehr bedeckt sind als Eva im Paradiese, gleichen die Neu-Irländerinnen der Menschenmutter nach dem Sündenfall. Sie befestigen nämlich in einem Leibstricke vorder- und hinterseits ein Büschel frischer Blätter. Selbst ganz kleine Mädchen vom vierten oder fünften Jahre an gehen nie völlig nackend, sondern tragen ein *Hibicus*-Blatt, wie Eva das Feigenblatt, das die schlanken braunen Bronzegestaten sehr gut kleidet und an die Antike mahnt.

Besonders fein ist der:

Mauropi (Nr. 245, 1 Stück), eigenthümliche Bekleidung einer Frau, bestehend in einem Büschel rothgefärbter Pflanzenfaser, das mittelst eines Leibstrickes festgebunden wird. — Nusa. — Ein solcher *Mauropi* wie dieser wird nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten getragen und bildet den Ausputz heiratslustiger Mädchen. Zuweilen sind wohlriechende Kräuter mit eingebunden.

Ich sah aus Neu-Irland auch Schamschürzen der Weiber aus circa 30 Cm. langen, fein gedrehten Stricken aus Pflanzenfaser, wahrscheinlich von Banane.

Verheiratete Frauen zeichnet eine Neu-Irland eigenthümliche Kopfbedeckung aus, die:

Karua (Nr. 246, 1 Stück), Kappe, aus *Pandanus*-Blatt genäht, in Form einer phrygischen Mütze und recht kleidsam. — Nusa.

Diese Kappen werden besonders auf Szelambiu (Mausoleum-Insel) angefertigt und von hier aus verhandelt.

Ganz übereinstimmend mit Neu-Britannien ist die

Tapa (Nr. 251, 1 Probe), grober, aus geschlagenem Baumbast hergestellter Stoff. — Festland gegenüber Nusa.

Wie das Material ist auch die Benutzung eine gleiche, indem diese *Tapa* nur zum Tragen der Säuglinge Anwendung findet. In einem langen, auf der Brust zusammengeknoteten, Stück wird das Kind in der Weise auf dem Rücken getragen, dass Arme, Beine und Kopf freibleiben. Trotz dieser anscheinend unbequemen Lage sind die Kinderchen sehr zufrieden und schlafen in derselben, so schön als unsere im weichsten Stechkissen.

Eigenthümlich ist eine besondere Art Matten, die mit zur Bekleidung gerechnet werden können:

Karua (Nr. 247, 1 Stück), Regenmantel, aus zwei, je an einer Längs- und Schmalseite zusammengenähten Matten aus *Pandanus*-Blatt bestehend; zum Schutz gegen Sonne wie Regen, namentlich bei Canufahrten. — Festland gegenüber Nusa.

Diese Matten sind zuweilen an der oberen Kante mit durchbrochener Näharbeit in hübschen Mustern kunstvoll verziert, wie solche auch an der Hinterseite der Kappen in Anwendung kommen. Die Kenntniss gewisser, wenn auch primitiver Näharbeiten verdient ethnologisch besondere Beachtung, da solche in Melanesien sehr isolirt vorkommen.

Schmuck und Zieraten werden im Wesentlichen aus dem gleichen Material als in Neu-Britannien hergestellt und frischer Blätterschmuck nimmt wie dort die erste Stelle ein. Rothgefärbten Schilf habe ich nicht gesehen, ebenso keine Schweinezähne; Hundezähne nur sehr beschränkt, Menschenzähne gar nicht. Sie finden bei Cannibalenstämmen überhaupt keine Verwendung, wie so häufig irrthümlich geglaubt wird. Die Seite 93 erwähnten Beutelthierzähne (*Angut*) sind mir nicht vorgekommen und stammen von der Südwestküste. Eigenthümlich sind die kleinen, aus Muschel gefertigten Plättchen oder Perlen, Kokonon genannt. Im Ganzen ist Schmuck spärlicher als in Neu-Britannien, aber meist viel kunstvoller gearbeitet; übrigens wie dort bereits durch Glasperlen ziemlich verdrängt, die jetzt einen wesentlichen Theil des Schmuckes ausmachen.

Unentwerthet durch Glasperlen und andere europäische Erzeugnisse ist aber das **Kokonon** oder Muschelgeld der Eingeborenen geblieben, welches noch heute bei den Eingeborenen eine ebenso bedeutende Rolle spielt als das Diwara (Seite 94) in Neu-Britannien. Von der Steffenstrasse bis nach Langunebange, wahrscheinlich auch längs dem grössten Theile der Westküste, ist Kokonon das gangbarste Tauschmittel, welches den eigentlichen Reichtum bildet, mit dem man in Neu-Irland Alles erreichen kann. Während sich Diwara in Neu-Irland keinen Eingang verschaffte, ist, wie wir gesehen haben, Kokonon in Neu-Britannien beliebt und wird oder wurde wegen seiner Feinheit gern zu Schmuckgegenständen verwendet. In der That sind die sauber und accurat geschliffenen kleinen Muschelplättchen, mit einem so kleinen Loche, dass zum Auffädeln eine feine Nähnadel gehört, wohl die zierlichsten dieses in der Südsee weitverbreiteten Genres. Leiden wissen wir trotz der Häufigkeit über die Anfertigung dieses Muschelgeldes nichts und kennen nicht einmal das Material genau.

Da es sich um kleine Perlen handelt, von denen 48—50 Stück der feinsten Sorte erst 3 Cm. messen, und von denen jedes Stück wahrscheinlich besonders geschliffen und gebohrt wird, so muss man den Fleiss und die Geduld der Eingeborenen, die sich gerade in der Verfertigung so winziger Objecte zeigen, wahrhaft bewundern.

Es gibt drei Sorten Muschelgeld:

Kokonon luluai (Nr. 635, 1 Schnur; Taf. III [1], Fig. 3), Muschelgeld gewöhnlichster Sorte, aus rundlichen, hirsekorngrossen, schwarzen Perlen aus Cocosnussschale¹⁾ und abwechselnd weissen Perlen, von circa 3 Mm. Durchmesser, aus Muschel geschliffen, bestehend. — Nusa.

Diese Sorte dient im gewöhnlichen Verkehr und wird meist zum Friedenstiften benutzt. Die Eingeborenen pflegen Schnüre dieses Muschelgeldes, am Kopffaare ange-

¹⁾ Nicht zweifellos sicher, aber jedenfalls pflanzlich, da diese Perlen langsam im Feuer verkohlen.

bunden, bei sich zu führen, um kleine Einkäufe zu bestreiten oder eventuell sich bei einem Ueberfalle freizukaufen.

Kokonon (Nr. 634, 1 Schnur; Taf. III [1], Fig. 4; zur rechten Seite ein Stück im Durchmesser), Muschelgeld zweiter Sorte, besteht aus hellfarbigen, elfenbeinweissen Muschelscheibchen von kaum 3 Mm. Durchmesser. — Nusa.

Diese Sorte ist werthvoller als die vorhergehende, wird hauptsächlich zum Kaufen von Frauen benutzt und gilt vorzugsweise im Nusa-Archipel westlich bis zur Mausoleum-Insel (Szelambiu).

Kokonon (Nr. 633, 1 Schnur; Taf. III [1], Fig. 5; zur rechten Seite ein Stück im Durchmesser), Muschelgeld feinsten Sorte, besteht aus dünnen, rundlichen, sehr feinen röthlichen Muschelscheibchen von kaum 4 Mm. Durchmesser. — Nusa.

Diese Sorte ist die werthvollste, und zwar um so mehr, je mehr röthliche mit weissen Streifen abwechseln; sie wird besonders zum Kauf von Frauen, Canus u. s. w. benützt und gilt an der ganzen Nordwestküste.

Diese drei Sorten Kokonon, besonders aber die gewöhnlichste, werden zu allerlei Schmuck verwendet, wie wir in der Folge sehen werden.

Als Körperzier ist **Bemalen** sehr üblich und geschieht in ähnlicher Weise und mit demselben Farbenmaterial als in Neu-Britannien (vergl. Seite 95 und Fig. 1 auf Seite 95, Gesicht). Ausser Schwarz, Weiss und Roth kennt man noch Ockergelb, das aber zum Bemalen von Schnitzereien verwendet wird, wie eingeführtes Waschblau. — Bei den Frauen beobachtete ich häufig künstlich gefärbte Zähne (vergl. weiter zurück: Betel).

Tätowirung ist unbekannt, dagegen sind Ziernarben nicht selten, besonders bei Frauen. Sie werden aber nicht durch Einschnitte, wie in Neu-Britannien, sondern durch Brennen oder besser Auflegen glühender Kohlenstückchen hervorgebracht. Sie bilden auf Oberarm, Brust und Rücken rundliche Male, die sich aber nur selten zu rohen Mustern gruppieren und weit hinter dem feinen *Akotto* in Neu-Britannien (Seite 96) zurückstehen.

Besonderen **Haarschmuck** habe ich nicht kennen gelernt, auch nicht die Seite 97 erwähnten Kalagi gesehen, höchstens Blätter oder Schnüre Kokonon im und am Haar befestigt. Schmuckstücke sind auch insofern überflüssiger, weil bei den Männern häufig wirkliche Haarfrisuren die Stelle versehen. Gewöhnlich wird das Haar ziemlich kurz gehalten, am Hinterkopf und bis zum oberen Ohrande abgeschoren und bildet einen dichten wolligen Pelz, gleich einer Pelzkappe. An der Südspitze sah ich aber auch verfilzte Haarzotteln, ganz wie in Neu-Britannien, aber wie hier niemals aufgezauste Haarwolken (*Mop*), da die Neu-Britannier wie Neu-Irländer ja überhaupt auch keine Kämmen besitzen. Bemalen des Kopffaars mit Kalk und rother Farbe ist in Neu-Irland die gewöhnlichste Verzierung und kommt ganz besonders bei der eigenthümlichen Frisur der Männer zur Geltung. Dieselbe besteht gewöhnlich darin, dass das ganze Haar bis auf einen Mittellängsstreif von der Stirn bis zum Hinterkopfe abgeschoren wird, so dass hier eine hohe Haarwulst gleich einem Raupenhelm entsteht. Dieser Helm erscheint dann in der natürlichen Farbe löwengelb, die Seiten dunkel, da das Haar durch den unausgesetzten Gebrauch mit Kalk, vom Säuglingsalter an, eine blonde Farbe erhält und nur an der Basis dunkel bleibt. Nicht selten wird die eine geschorene Kopfseite weiss, die andere schwarz oder roth bemalt, ganz wie dies die der Wirklichkeit nachgebildeten Tanzmasken zeigen.

Auf das Barthaar wird viel weniger Sorgfalt als in Neu-Britannien verwendet. Gewöhnlich wird es ausgerissen oder nur ein Rand rings um das Gesicht stehen gelassen und dieser zuweilen so dicht mit Kalk eingeschmiert, dass kleine Klümpchen und Zacken

entstehen. Häufig sieht man übrigens auch Vollbärte. Hinsichtlich des Schamhaares herrscht keine Mode wie in Neu-Britannien; beide Geschlechter lassen es meist wachsen oder reissen es zuweilen aus.

Kopfschmuck aus Federn sah ich nicht, und dieser Mangel ist schon dadurch erklärlich, weil in Neu-Irland keine Kakatus vorkommen. Haushühner erinnere ich mich nicht gesehen zu haben. Auch **Stirnschmuck** ist mir nicht vorgekommen, ebensowenig besonderer **Ohrschmuck**. Gewöhnlich wird, und zwar bei beiden Geschlechtern, nur der eine Ohrklappen, seltener beide, durchbohrt oder dreieckig ausgeschnitten und dann durch einen schmalen Ring aus einem Streifen von grünem *Pandanus*-Blatt ausgespannt, oft so bedeutend, dass das Ohrläppchen nur einen schmalen Hautrand bildet. Diese Mode findet sich in Neu-Britannien nicht und erinnert am meisten an die Marshalls-Inseln. Die früher gebräuchlichen Ohrbommeln aus Scheibchen von Cocosnussschale oder Muschelgeld sind durch Glasperlen fast ganz verdrängt worden.

Nasenschmuck habe ich nicht gesehen und finde in meinen Notizen nur bemerkt, dass die Eingeborenen in Likelike an der Südspitze die Nasenflügel, aber nicht das Septum durchbohrt hatten.

Halsschmuck. Für gewöhnlich genügt ein Strickchen, an dem Blätter, Schnüre, Muschelgeld oder Glasperlen befestigt sind, oder die auch in Neu-Britannien beliebten

Klingeln aus *Oliva*-Muscheln (Nr. 484, 1 Stück), die oben abgeschliffen und zum Theile mit einem Klöpfel aus Hundezahn versehen sind, welche beim Gehen tönen. Festland gegenüber Nusa. — Halsschnüre aus *Coix lacryma*-Samen sind durch Glasperlen schon sehr verdrängt worden, dagegen jetzt noch sehr beliebt Schnüre von Muschelgeld oder wie die folgende Nummer:

Halsschnur (Nr. 485, 1 Stück, Taf. III [1], Fig. 7), aus einer Reihe Muschelgeld der gewöhnlichen Sorte (Nr. 635), mit eilf kleinen durchbohrten, an der Spitze abgeschliffenen Muscheln (*a*) der *Oliva carneola*. — Nusa.

Eigenthümlich ist die folgende:

Halsschnur (Nr. 483, 1 Stück), sehr dünner, zierlich mit schwarzgefärbter Pflanzenfaser übersponnener Bindfaden, welcher beim ersten Anblick ganz an die Haarschnüre der Gilberts-Insel erinnert; sehr selten. — Nusa.

Halskragen (Seite 98) und die eigenthümlichen kostbaren Halsbänder (Seite 98) kommen in Neu-Irland nicht vor.

Brustschmuck beschränkt sich fast nur auf Glasperlen, und es gibt, wie in Blanche-Bai, keinen Kampf-Brustschmuck.

Das einzige, was ich an Brustschmuck kennen lernte, ist das folgende Stück, zugleich eine der zierlichsten Arbeiten des Kunstfleisses überhaupt:

Brustschmuck (Nr. 486, 1 Stück, Taf. III [1], Fig. 14), eigenthümlich, sehr selten. Besteht aus einem herzförmigen Mittelstück, anscheinend der Oberkiefer einer Schildkröte, das von einem inneren Rande aus schwarzen Cocosperlen und einem äusseren aus Muschelperlen (Muschelgeld, Fig. 5) eingefasst ist. Diese Randverzierung aus Perlen ist in geschickter Weise zwischen dünnen Pflanzenstengeln mittelst feinen Fadens befestigt. — Kapsu.

Als Mittelstück wird am häufigsten die halbmondförmige Längshälfte einer harten Fruchthülse benützt, als Tragband Schnüre Muschelgeld, als Anhängsel Klingeln aus *Oliva carneola* (Fig. 7), grösserer *Oliva*-Muscheln mit Klöpfeln von Hundezähnen.

Armschmuck. Für gewöhnlich genügt ein Strickchen um den Oberarm oder aus Gras (vielleicht einer Liane) geflochtene schmale Bänder, meist schwarz, seltener mit gelbem Muster, wie der Leibgurt Nr. 553.

Dünne, sehr zierlich gearbeitete Ringe aus Querschnitten von *Trochus niloticus*, ganz wie die Laleis (Seite 99) in Neu-Britannien, aber feiner, sind ebenfalls beliebt, wie die folgenden Nummern:

Armringe aus *Trochus* (Nr. 371, 6 Stück), 8 Cm. Durchmesser und

» » » (Nr. 372, 4 Stück), 6 Cm. Durchmesser; Festland gegenüber Nusa.

Schnüre Glasperlen um das Handgelenk werden jetzt häufig getragen, eben solche als **Leibschmuck**, der sonst wenig angewendet wird und früher meist in Schnüren Muschelgeld oder den eigenthümlichen dünnen Schnüren (Nr. 483) bestand.

Sehr selten ist:

Leibgurt (Nr. 553, 1 Stück) aus einem schwarzen, gelb gemusterten Bande (3 Cm. breit und 64 Cm. lang), fein aus Gras oder Liane geflochten und dasselbe Material als zu den Armbändern.

Beinschmuck ist nicht in Gebrauch.

C. Häuser und Siedelungen.

Wie in Neu-Britannien fehlen Pfahlbauten und die Häuser stehen meist auf der Erde, sind aber in der Bauart ganz verschieden von denen in Blanche-Bai und noch unansehnlicher. Am häufigsten sah ich ziemlich roh aus Ried oder Gras gebaute Hütten, die eigentlich in einem bis zum Erdboden herabreichenden sanftgebogenen Dache bestehen und nur in der etwas zurückstehenden Giebelfront einen niedrigen Thüreingang besitzen. Häuser mit Seitenwänden und schrägem gradfirstigen Dache sind ebenfalls häufig, übrigens ebenso lotterig gebaut als die Hütten. Die Häuser haben im Innern zuweilen Abtheilungen, mitunter ein kleines Gemach für die Weiber, enthalten aber im Uebrigen sehr wenig. In Blättern eingepackte Bündel mit den wenigen Habseligkeiten oder Speeren, einige Matten aus Cocospalmblatt als Unterlage beim Sitzen und Schlafen und die Feuerstelle aus etlichen Steinen sind ungefähr Alles.

Die Siedlungen bestehen meist aus wenigen Hütten, die gewöhnlich von einem freien, sauber gehaltenen Platze umgeben sind, der mit buntblättrigen Crotons bepflanzt, oft von solchen oder nur durch eine Schnur eingezäunt ist. Solche freie Plätze finden sich auch häufig abseits, weit von den Dörfern und dienen für die Festlichkeiten. Sie sind zuweilen in geschmackvoller Weise mit oft bäumchengrossen Blattpflanzen bepflanzt, so dass das Material für den hauptsächlichsten Schmuck gleich bei der Hand ist.

Nach weitverbreiteter melanesischer Sitte gibt es auch in Neu-Irland **Versammlungs- oder Clubhäuser** der Männer, die wie überall für die Frauen streng *tabu* sind, wie Alles was sie enthalten. Romilly beschreibt dasjenige in Kapsu leider zu oberflächlich. In einer Ecke des freien Platzes »was a very complicated labyrinth, which surrounded a house containing some most grotesque carvings«. Das Versammlungshaus, welches ich auf Kapaterong kennen lernte, unterschied sich von den übrigen Hütten durch nichts als bedeutendere Grösse und einige Schnitzereien (Nr. 689—693) an beiden Seiten der Thür. Im Inneren befanden sich nur Schlafstätten, denn dieses Haus diente — wie die Junggesellenhäuser in Neu-Guinea — als Schlafhaus für die unverheirateten jungen Männer und fremde Freunde, die hier empfangen werden. Schnitzereien fehlten in demselben und waren vermuthlich schon verkauft worden. Neben dem Hause stand auf Pfählen ein gerüstartiges, vorn offenes, überdachtes Vorrathshäuschen, in dem Schnitzereien und Lebensmittel geborgen waren, unter denselben eine grosse Holztrommel (wie Taf. V [3], Fig. 8). Dieses Clubhaus stand ganz frei, und ich sah

Weiber nur in gebückter Stellung, selbst kriechend in einiger Entfernung passiren. Die Vermuthung liegt daher nahe, dass die labyrinthartigen Umzäunungen, wie sie Romilly in Kapsu erwähnt, wohl hauptsächlich den Zweck haben, diese Häuser den Augen der Frauen zu entziehen; vielleicht dienen die überdeckten Gänge auch bei den Maskenfesten gewissen Zwecken.

Wie diese Männer- oder Tabuhäuser gewöhnlich als Tempel gedeutet werden, so die inneren und äusseren Verzierungen an Holzschnitzarbeiten als Götzen. Beides ist unrichtig, denn diese Schnitzereien sind eben nichts Anderes als Verzierungen, wie wir sie anderwärts in anderer Weise wiederfinden, wofür ich eine Menge Beispiele aus meinen eigenen Erfahrungen anführen könnte.

Diese **Holzschnitzereien** sind ethnologisch für Neu-Irland charakteristisch, aber nur für das hier behandelte beschränkte Gebiet, denn wie weit sie östlich¹⁾ vorkommen, wissen wir nicht, wohl aber ihr Fehlen im Südwesten. Sie stehen durch die schwungvolle Ornamentik und groteske Zusammenstellung wohl unter allen Holzschnitzereien Melanesiens einzig da und repräsentiren mit die bedeutendsten Leistungen in diesem Genre. Das ist zum grossen Theile mit auf Rechnung des Materials zu bringen, ein weiches Holz, welches sich viel leichter schneidet als z. B. Linde oder Weide und dessen Bearbeitung selbst Muschel- und Steinwerkzeugen nicht entfernt die Schwierigkeiten bereitet, wie gewöhnlich angenommen wird. Mit scharfen Muschelstücken, Steinsplintern, Bambu und Rochenhaut lässt sich da ohne sonderliche Anstrengung viel erreichen, denn das Holz ist häufig so weich, dass man mit einem harten Gegenstande Furchen ziehen kann. Ein solches Material ermöglichte daher auch die schwungvoll durchbrochen gearbeiteten grösseren Schnitzereien, die aber begreiflicher Weise sehr zerbrechlich sind, wie das Material selbst bald dem Verderben, namentlich durch Wurmfrass, unterliegt. Aus diesem Grunde verwahrte man in Kapaterong die Schnitzereien auf dem hohen Gerüst, um sie so besser gegen die weissen Ameisen zu schützen. Gewiss ist, dass solche Bildwerke auch in den Tabuhäusern nicht lange vorhalten und stets durch neue ersetzt werden müssen.

Schon darin liegt ein Grund zu der grossen Verschiedenheit der Stücke, sowie der Hinweis, dass dieselben nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, Festen der Männer, als Decoration des Tabuhauses dienen, aber keine religiöse Unterlage haben. Freilich ist der Culturmensch stets geneigt, alles, was er an absonderlichem Schnitzwerk bei sogenannten »Wilden« sieht, namentlich also figürliche Darstellungen, ohne Weiteres für Fetisch- und Götzensymbole zu halten, und die Missionäre sind in der Verbreitung dieser Ansicht stets vorangegangen. Da wird jedes Fratzensgesicht auf einem Kalkspatel für eine heidnische Gottheit erklärt und in jeder Figur ein »mächtiger Götze« erblickt. Wenn ich in Neu-Guinea sicher zu der Ueberzeugung gelangte, dass die mancherlei oft sehr grossen und plumpen menschlichen Figuren auf Ahnen zu beziehen sind, so scheint mir dies in Bezug auf die gleiche Kategorie von Bildwerken in Neu-Irland nicht so gewiss. Aber Götzen, denen man eine gewisse Verehrung zollt, opfert u. dergl., sind auch diese Figuren, im Allgemeinen »Kulap« genannt, nicht; eher dürften sie mit Geisterglauben, ähnlich dem Toberan in Neu-Britannien (Seite 115), im Zusammenhange stehen. Doch genug davon! Das Richtige wird doch erst durch ruhige, nüchterne Beobachter ergründet werden können, die bis jetzt noch fehlen und vielleicht überhaupt zu spät kommen, denn die neue Aera des Eisens wird diesen Kunstwerken der Steinzeit bald ein Ende machen.

¹⁾ Nach Romilly werden die götzenähnlichen Figuren auf der Vischer-Insel gefertigt.

Die Holzschnitzereien zerfallen im wesentlichen in zwei Kategorien: 1. in Bretter oder Leisten mit Relief- oder durchbrochener, seltener eingravirter Arbeit oder nur bemalt; 2. in figürliche Darstellungen von Menschen, sowohl Männern als Frauen, in Verbindung mit gewissen Thiergestalten und Ornamenten, beide Kategorien mit oft sehr zierlicher Bemalung in Schwarz, Roth und Weiss und beide demselben Hauptzwecke dienend: Ausschmückung des Tabuhauses von innen wie aussen.

Die nur mit Wasser angeriebenen Farben sind leicht verwischbar, übrigens dieselben Stoffe als in Neu-Britannien (Seite 95, 96). Als Pinsel werden Federn benutzt, als Farbenäpfe Cocosnussschalen.

Die menschlichen Figuren sind, wie überall, Nachbildungen Eingeborener, mit oft recht gelungenen Köpfen, an denen die hiesige charakteristische Haarfrisur durch eingeklebte Pflanzenstengel, Fasern o. dergl. gut imitirt ist und die durch die Verwendung der Deckel (*operculum*) von *Turbo petholatus* als Augen einen besonderen Ausdruck erhalten. Die eigenthümliche Färbung dieser *Turbo*-Deckel ähnelt gar sehr einem Glasauge und die ingeniose Verwendung derselben wird für Neu-Irland charakteristisch. Die Gesichter sind daher, bis auf die sehr beliebten monströsen Ohren, meist viel proportionirter, als dies bei ähnlichen Figuren, z. B. in Neu-Guinea der Fall ist, die übrigen Körperformen wie überall verfehlt und verzerrt. Brüste und Geschlechtstheile kommen meist zur Darstellung, indess ohne Unanständigkeiten, sind auch zuweilen bedeckt, z. B. bei der weiblichen Figur (Taf. VII [5], Fig. 3).

Unter den Thiergestalten kommen fast nur Vögel und Fische vor. Säugethiere, an denen Neu-Irland ohnehin sehr arm ist, finden sich höchst selten wiedergegeben, in rohen Nachbildungen des Cuscus, zuweilen auch des Delphin. Schlangenbilder sind ebenfalls selten. Das Krokodil, welches in Neu-Guinea ein oft benutztes Vorbild liefert, erinnere ich mich nicht in Neu-Irland als solches verwendet gesehen zu haben, ebenso nicht die grossen Warneidechsen (*Monitor*), wahrscheinlich weil beide sehr selten sind. Die Vögel werden meist fliegend dargestellt, und von Species lassen sich fast nur Hahn und Nashornvogel erkennen, von denen der letztere die Hauptfigur bildet. Dies ist schon deshalb leicht erklärlich, weil der Nashornvogel (*Buceros ruficollis*) überhaupt den grössten Vogel Neu-Irlands (das z. B. keinen Casuar und Cacatu besitzt) repräsentirt und durch seine Stimmlaute, das auffallende Rauschen beim Fliegen und seine Lebensweise ohnehin die hervorragendste Stellung in der Fauna einnimmt. — Ich sah eine Schnitzerei, einen Nashornvogel, welcher ein Nest plündert, darstellend, also ein ganz aus dem Leben gegriffenes Motiv. Sehr beliebt ist eine Bastard-Vogelgestalt von einem Hahn mit *Buceros*-Schnabel.

Von Fischen lassen sich auch nur wenige durch auffallende Formen charakteristische Arten (*Diodon*, *Acanthurus*, *Scomber* und wie erwähnt Delphine, *Phocaena*) erkennen; Haifische sind mir nicht rememberlich, aus anderen Thierclassen nur der Scorpion (Taf. VII [5], Fig. 5b). Sehr häufig reihen sich in den Schnitzereien abwechselnd Fisch und Vogel aneinander, oder ein Fisch hält einen Vogel im Maul. Nicht minder häufig sind verschiedene Thiere unter sich oder mit Menschenfiguren in phantastischer Verbindung, wie die folgenden Schnitzereien zeigen: 1. (klein): ein Fischkopf hält den Kopf eines Nashornvogels am Halse in den Zähnen; 2. (klein): eine Fruchttaube (*Carpophaga*) hält einen Fisch in den Klauen, um ihn mit einer Betelnuss zu füttern; 3. (gross, an 5 Fuss hoch): menschliche Figur bis zum Bauch (ohne Geschlechtstheile), hier in Blattwerk ausgehend, hält einen Vogel in den Händen (*Dicranostreptus megarrhynchus*), der mit der Schnabelspitze das Kinn berührt und von einer Schlange am Schwanz festgehalten wird; 4. (gross, circa 5 Fuss hoch): menschliche Figur, vom Rumpf an in einen

Delphin (*Phocaena*) übergehend und hier korkzieherartig von einer Schlange umwunden, deren Kopf das Kinn berührt; 5. (klein): eine weibliche Figur, in hochschwangerem Zustande, steht mit den Füßen auf den geöffneten Schwingen eines Vogels, der mit dem geöffneten Schnabel anscheinend den Accoucheur spielt.

Diese Beispiele liessen sich bis ins Unendliche ausdehnen und die Beschreibung neuirländischer Schnitzereien würde ein Buch füllen, denn nicht zwei sind vollständig gleich. Gerade in dieser Verschiedenheit, wie der meist phantastischen und grotesken Darstellung, liegt aber die Charakteristik derselben, die sich auch in der übrigen Ornamentik und namentlich der eigenthümlichen Bemalung ausspricht. Mit Ausnahme gewisser blumen- und blattähnlicher Motive herrscht auch hier eine phantastische Zusammenstellung der Ornamentik, in der jedoch meist gebogene Linien mit Zacken vorkommen, aber auch die Kreuzform vertreten ist. Dass diese wilde Ornamentik beredtes Zeugnis für die gleichartige Phantasie der Verfertiger bekundet, unterliegt keinem Zweifel und findet in den nicht minder grotesken Masken weitere Bestätigung. Ein tieferer Gedanke, wie ihn der Culturmensch so gern herauslesen möchte, liegt aber diesen Bildneren nicht zu Grunde. Die grosse Verschiedenheit derselben, innerhalb des oben angedeuteten Rahmens des Ideenkreises der Eingeborenen, ist in der Individualität der Verfertiger und Zufälligkeiten aller Art leicht erklärlich. Würde zehn Personen bei uns, unabhängig voneinander, die Aufgabe zufallen, einen Mann oder eine Frau in Verbindung mit gewissen Thieren darzustellen, so würden diese Darstellungen auch alle verschieden werden. Wie viel nicht mehr bei Naturmenschen, die keinerlei Hilfsmittel und nur die primitivsten Werkzeuge besitzen, wo Jeder nach der mehr oder minder entwickelten Phantasie nur nach seinem Augenmass arbeitet. Schon daraus müssen sich eine Menge Abweichungen der Symmetrie ergeben, wie im Verfolg der Arbeit selbst. Da hat vielleicht Einer einen *Taun* (Mann) angefangen, die Arbeit aber nicht vollenden können oder ist inzwischen zu einer anderen Idee gekommen und schnitzt nun einen Fisch daran, vielleicht weil dies leichter war oder das Stück Holz gerade besser passte.

Die Eingeborenen arbeiten ja nicht wie Culturmenschen unausgesetzt an einem Stücke, bis es fertig ist, sondern je nach Lust und Zeit, nicht nach einer Vorlage, sondern nur nach Phantasie und Laune. Derselbe Mann, welcher soeben die schwungvollste Schnitzerei vollendete, ist nicht im Stande, sie nur in rohen Umrissen auf dem Papiere wiederzugeben. Diese Naturkünstler suchen ja nicht in ihren Bildneren tiefere Ideen mit symbolischer Bedeutung zum Ausdruck zu bringen, sondern ihre Grundgedanken gehen über einen Mann (*taun*), eine Frau (*papini*), Vogel (*manu*) oder Fisch (*aigent*) nicht hinaus, das Uebrige entwickelt sich dann bei der Arbeit, je nach Laune und zufälligen Eingebungen, von selbst. Häufig mag es vorkommen, dass ein Stück, von dem Einen angefangen, von dem Andern vollendet oder bemalt wird, oder dass Zwei gemeinschaftlich an einem Stücke arbeiten und bei dem Mangel von Modellen oder Vorlagen schon dadurch verschiedene Ideen zum Ausdruck bringen. Eine Beschränkung des Geschmacks auf gewisse stets wiederholte Motive, wie z. B. an der Nordostküste Neu-Guineas, fällt in Neu-Irland eben weg, denn hier ist gerade die individuelle Auffassung charakteristisch und bildet den Hauptzug dieser Art von Kunstleistungen. Wie schon erwähnt, gibt die Mannigfaltigkeit und Variation der Masken die beste Erklärung auch für die gleichen Principien bei den Schnitzereien. Wie sich Jedermann bemüht, bei den Festen in einem möglichst originellen Aufputze zu erscheinen, und wie man sich hier in Phantasterei und Grotteske überbietet, so geschieht es auch bei den Bildwerken. Jeder sucht hier innerhalb des Ideenkreises etwas Neues, Nochnichtdagewesenes, Mögliches oder Unmögliches zu schaffen, was bei den Anderen Aufsehen, Bewunderung erregt und

natürlich in sehr verschiedener Weise gelingt. Denn wie bei uns gibt es ja auch unter diesen Wilden kleine und grosse Künstler, und Jeder versucht sein Bestes in seiner Weise. Da wird man sich also über die grosse Verschiedenheit der Leistungen nicht zu wundern brauchen, ebensowenig über das Hineinziehen neuer, durch die Bekanntschaft mit dem weissen Manne entstandener Motive. So habe ich in Form wie Färbung trefflich gelungene Nachbildungen europäischer Aexte gesehen, die für den Eingeborenen ja keinerlei Zweck hatten und lediglich dem Nachahmungstriebe entsprangen. Der Mann besass noch keine eiserne Axt und wollte wenigstens mit einer Imitation paradiren und bei seinen Freunden Bewunderung erregen.

Die Berührung mit Weissen ist auch für diese Schnitzereien nicht ohne Einfluss geblieben, natürlicher Weise nur zur Verschlechterung. So werden statt der schönen *Turbo*-Augen nicht selten Augen aus Flaschenscherben benützt, man verwendet auffallende farbige Etiquetten von Conservebüchsen und sucht europäische Motive, Hüte und Gesichter von Weissen, bei den Schnitzereien anzubringen. Originalität geht daher ihrem Untergange entgegen, um so rascher, je mehr der Verkehr mit Weissen zunimmt. Bereits haben die Eingeborenen angefangen Schnitzereien für den Handel anzufertigen, und dass dieselben viel nachlässiger und flüchtiger ausfallen, ist selbstverständlich, wie überall wo der Naturmensch seine primitiven Geräte weglagt und mit eisernen arbeitet.

Die nachfolgenden sehr instructiven Stücke der Sammlung werden durch die beigegebenen Abbildungen am besten veranschaulicht und zeigen vor Allem auch den eigenthümlichen Charakter der Bemalung, welche für diese Bildwerke so charakteristisch ist und zum besseren Verständniss derselben wesentlich beitragen wird.

Giebelverzierungen, die übrigens nur an Tabuhäusern, nicht an gewöhnlichen Wohnhäusern vorkommen, bestehen meist aus flachen, schmalen Brettern oder Leisten, die an der Frontseite neben der Thür reihenweise angebunden werden. Wie verschieden dieselben an ein und demselben Hause sein können, werden die nachfolgenden fünf Stücke vom Tabuhaus auf der Insel Kapaterong am besten beweisen, zugleich aber auch meine vorhergehenden Erörterungen belegen, dass diesen Verschiedenheiten individuelle Auffassung und Ausführung zu Grunde liegt.

Giebelleiste (Nr. 691, 1 Stück; Taf. VII [5], Fig. 5, 5 a und 5 b). Schmale Leiste (9.5—11.5 Cm. breit und 164 Cm. lang) mit drei erhabenen geschnitzten Larven oder Gesichtern in Profil (Fig. 5 a mit *Turbo*-Auge und Kreuz auf Wange) und einem Scorpion (Fig. 5 b).

Giebelleiste (Nr. 690, 1 Stück; Taf. VI [4], Fig. 2 und 2 a). Schmale (13—15.5 Cm. breite und 124 Cm. lange) Leiste, durchbrochen gearbeitet, mit Darstellung von Vögeln und zwei Gesichtern; in der Mitte eine durchbrochene Schnitzerei als Aufsatz, Fig. 2 a, angebunden.

Giebelleisten (Nr. 689, 692, 2 Stück), ähnlich der vorhergehenden, ebenfalls durchbrochen gearbeitet, aber verschieden in Schnitzerei und Bemalung.

Giebelleiste (Nr. 693, 1 Stück), schmale, 15 Cm. breite, 85 Cm. lange Leiste, mit eingravirtem Muster und bunter Bemalung.

Das folgende Stück stammt vom Festlande gegenüber Nusa und stand wohl nicht vor, sondern in einem Tabuhaus, da es unten einen Zapfen zum Einsetzen in ein entsprechendes Loch einer Bodenleiste besitzt. Es zeichnet sich auch dadurch aus, dass beide Seiten in Schnitzwerk ausgeführt sind.

Grosse Hausverzierung (Nr. 688, 1 Stück; Taf. VI [4], Fig. 1). Flaches, oben abgerundetes Brett (107 Cm. lang und 40 Cm. breit) mit reicher phantastischer, durch-

brochener Schnitzerei, wie Blattwerk und Vogelschnäbel, mit *Turbo*-Augen verziert; sehr kunstvoll und dabei eine treffliche Darstellung der verworrenen Phantasie und Ideen neuirländischer Eingeborenenkunst.

Holz Schnitzerei (Nr. 694, 1 Stück; Taf. VI [4], Fig. 3), Haushahn mit *Buceros*-ähnlichem Schnabel, in ganzer Figur, die seitlich abstehenden Schwanzfedern plastisch ausgearbeitet. — Nusa. Ich kaufte das Stück von einem Eingeborenen, der es nur aus Liebhaberei, ohne einen bestimmten Zweck geschnitzt hatte.

Die folgenden Stücke betreffen sogenannte **Kulap** oder menschliche Figuren, die im Innern der Tabuhäuser aufgestellt und nach der gewöhnlichen Auffassung meist als Götzenbilder gedeutet werden. Sie stammen aus dem Dorfe Kapsu, dessen Bewohner sich besonders durch Schnitzereiarbeiten auszeichnen, und werden die grosse Verschiedenheit zeigen, welche auch in dieser Richtung herrscht. Romilly sah in dem Tabuhaus von Kapsu ausser »some six or seven hideous painted figures, between three and four feet high, innumerable small carvings of birds and fishes« und einige der grotesken Helmmasken, was am besten beweist, dass alle diese Machwerke den Feten der Männer dienen.

Unsere Bildertafel erspart eine weitere Beschreibung.

Kulap (Nr. 643, 1 Stück; Taf. VII [5], Fig. 1), männliche Figur (222 Cm. hoch), aus einem Stück geschnitzt, mit schwungvollen Verzierungen in durchbrochener Arbeit; Bart aus Pflanzenfaser angeklebt; die Bemalung noch unvollendet. Eines der längsten und grössten Stücke, welche ich sah.

Kulap (Nr. 644, 1 Stück; Taf. VII [5], Fig. 2), weibliche Figur (107 Cm. hoch); die Arme sind mit angeschnitzten Zapfen in Löcher des Rumpfes eingekittet; das Haar aus Pflanzenstengeln hergestellt; zwischen den Beinen ein Fisch.

Kulap (Nr. 645, 1 Stück; Taf. VII [5], Fig. 3), weibliche Figur (68 Cm. hoch), mit Kappe und Schamuschurz, in hübschem Schachbrettmuster.

Kulap (Nr. 646, 1 Stück), männliche Figur (38 Cm. hoch), ziemlich rohe Darstellung eines Anfängers oder minder begabten Künstlers.

Wie in Neu-Britannien bildet **Ackerbau** die Hauptbeschäftigung und Nahrungsquelle der Bewohner. Vorzugsweise wird Taro (*aopai*) angebaut und Bananen (*aun*), weniger Yams (*akau*) und süsse Kartoffeln (*akau*). Cocosnüsse (*alemass*) und Arrowroot liefern ebenfalls einen beträchtlichen Theil der Nahrung. Eine nicht sonderlich gute Art Brotfrucht und deren Kerne werden vielfach benutzt, nicht minder die kastaniengrosse, doppelkernige Nuss eines Baumes, *Savai* genannt (Nr. 885). Zuckerrohr erinnere ich mich nicht gesehen zu haben; es mag aber vorkommen.

Hunde und Schweine werden in beschränkter Zahl gehalten und sind die einzigen Hausthiere.

D. Geräthschaften und Werkzeuge.

Im wesentlichen gilt auch hier das bei Neu-Britannien Gesagte (Seite 101) und Hausrath ist ebenso unbedeutend und kaum der Rede werth als Kochgeräth, da auch hier Töpfe¹⁾ und Holzgefässe fehlen. Die Methode des Feuerreibens habe ich nicht kennen gelernt. Das Kochen geschieht in derselben Weise wie Seite 101 beschrieben; auch kennt man kein Salz.

Zum Schneiden und Schaben dienen:

¹⁾ Romilly (l. c., Seite 54) erwähnt »large pots« von Kapsu; es dürfte hier wohl aber ein Irrthum zu Grunde liegen.

Muschelschalen (Nr. 25, 2 Stück, von *Cyrene eximia* Dunker) — Kapaterong — wie man dazu am liebsten bivalve Süßwassermuscheln (z. B. auch *Batissa*) benutzt. Fleisch wird mit Bambu geschnitten, und Romilly sah (l. c., Seite 125) in Kapsu noch 1883 Menschen damit schnell und geschickt ausschachten. Auf Nusa sah ich höchst einfache Schaber für Cocosnuss (*Ta* genannt) aus einer Muschel (*Arca granosa*), an einem Stückchen Brett befestigt.

Gewerbekunde ist so wenig als in Neu-Britannien entwickelt. Von Matten bereitet man nur die gewöhnlichen aus Cocospalmblatt. Zum Tragen bedient man sich Körbe aus gleichem Material; Frauen tragen die Lasten auf dem Kopfe oder in Körben an einer Stange auf der Schulter. Filetgestrickte Beutel sind mir nicht vorgekommen; die Eingeborenen führen ihre wenigen Habseligkeiten in länglichen Taschen, kunstlos aus *Pandanus*-Blatt geflochten, mit sich.

Genusmittel. Vor Ankunft der Europäer kannten die Eingeborenen nur Betel, der in derselben Weise wie in Neu-Britannien (Seite 103) gegessen wird und ebenso allgemein beliebt ist. Trotz Betelessen zeichnen sich die Neu-Irländer meist durch schöne weisse Zähne aus, weil sie dieselben nach dem Genusse mit Sand abreiben. Bei den Frauen gelten dagegen durch Betel gefärbte Zähne als Schönheit, und zwar in der Weise, dass die zwei mittelsten Vorderzähne ganz schwarz, der nächste jederseits braun, die übrigen weiss gehalten werden.

Zum Aufbewahren des pulverisirten Kalks bedient man sich meist:

Täschchen (Nr. 894, 1 Stück), länglich, fein geflochten und mit *Pandanus*-Blatt ausgelegt. — Nusa. — Ich sah auch Cocosnussschalen, zum Theile mit eingravirter Zeichnung, als Kalkbehälter.

Romilly machte mich auf das Erdeessen in diesem Theile Neu-Irlands aufmerksam, aber ich habe mich an Ort und Stelle vergebens darnach erkundigt; auch Friedrich Schulle wusste nichts darüber. Vermuthlich hat sich Romilly in Bezug auf den Stoff geirrt und einen andern für Erde angesehen.

Tabak ist erst seit 1879 durch Europäer eingeführt worden. Ich konnte selbst noch beobachten, wie die Eingeborenen aus purer Nachahmungssucht, trotz der üblen Folgen, sich an das neue Genussmittel zu gewöhnen versuchten, das sich jetzt bereits in der bekannten Form (Seite 102) als gangbarer Tauschartikel Bahn gebrochen hat. Ein solcher sind auch Tabakspfeifen aus Thon geworden, da die Eingeborenen nur aus solchen rauchen.

Werkzeuge. Mit Steinäxten ist es in diesem Theile von Neu-Irland ziemlich vorbei, da die Eingeborenen zur Genüge mit Bandeisen und nach und nach mit Beilen und Aexten versehen sind. Ein Stück Flacheisen, an einem Stiele in der Weise wie auf Taf. IV (2), Fig. 3 befestigt, wird gewöhnlich von Eingeborenen den Aexten vorgezogen, im Anfange stets. Dennoch sah ich 1855 auf der Insel Nusalik den Häuptling Metango, der viele Aexte besass und eine solche neben sich liegen hatte, mit dem alten Geräth an einem Canu zimmern. Er bediente sich dazu einer kleinen Axt in der Form wie Taf. IV (2), Fig. 3, aber mit einer Klinge aus *Mitra*-Muschel, die wie bei Fig. 4, Taf. IV (2) mit dem Stiele verbunden war. Sie eignet sich wegen der halbkreisförmigen Schneide, die einem Hohlmeissel entspricht, zum Aushöhlen (wobei kein Feuer benützt wird) viel besser als unsere Beile, und solche Aexte stehen höher im Werthe als eiserne. Deshalb waren alle lockenden Anerbietungen, mir diese Axt zu verkaufen, erfolglos. Ich musste mich daher mit

Spähnen (Nr. 20) begnügen, welche zeigen werden, dass eine Muschelaxt gar kein so elendes Geräth ist, wie meist geglaubt wird. Die Aussenseite des 25 Fuss langen

Canu war mit einem eisernen Beile gezimmert worden, das Aushöhlen geschah nur mit der Muschelaxt. Ein solches Canu wird von einem Manne in drei Monaten hergestellt, der aber bei Weitem nicht die ganze Zeit daran arbeitet, sondern, ganz nach Kanakermanier, wenn es ihm passt.

Waffen. Bögen und Pfeil fehlen wie in Neu-Britannien in ganz Neu-Irland, ebenso Schilde.¹⁾ Die Schleuder scheint ebenfalls nicht in Gebrauch; ich erinnere mich wenigstens nicht, solche gesehen zu haben, auch nicht mit Knochen verzierte Speere, die aber nach Romilly aus solchen verzehrter Feinde gemacht, aber nur zur Ausschmückung von Tabuhäusern verwendet werden.

Speere sind in diesem Theil Neu-Irlands die Hauptwaffe, und zwar ohne alle Widerhaken oder Einkerbungen in folgenden beiden Hauptformen: glatte Wurfspeere wie die folgenden Nummern:

Wurfspeere (Nr. 742, 743, 2 Stück), der geringsten Sorte, dünne, circa 196 Cm. lange, von der Rinde entblösste, zugespitzte und hier im Feuer gehärtete Stecken, Nusa; oder glatte

Wurfspeere (Taf. VII [5], Fig. 6) aus Holz und Bambu, von denen die 8 Stück der Sammlung (Nr. 734—741) eine hübsche Serie in allen Grössen (von 180—249 Cm. Länge) repräsentiren. Die schwachen Speere (Nr. 739—741) werden von der Jugend gebraucht, die auch schon am Kampfe theilnimmt.

Diese Art Speere zählen zu den vollendetsten Waffen der Südsee und zeichnen sich durch besondere accurate Arbeit aus, die wohl einer Beschreibung werth ist.

Der Spitzentheil eines solchen Speeres von üblicher Grösse besteht aus einem 1.60 M. langen Stück harten Holzes, wohl von der Cocospalme, das noch besonders im Feuer gehärtet ist. Dasselbe ist rund und circa 70 Cm. vor der ganz allmählig zulaufenden schlanken Spitze am dicksten (2 Cm. Durchmesser). Weiter gegen den Bambuthheil, oberhalb der eigentlichen Mitte des ganzen Speeres, ist gewöhnlich eine etwas abgeflachte Stelle und hier eine spitzwinkelige Nute eingeschnitten (wie an Nr. 734—738). Die Basis des Holztheiles steckt 30 Cm. tief in dem 1.30 M. langen Endtheil aus Bambu, der hier ganz dünn ausgearbeitet und auf eine Länge von 20 Cm. mit einer 2 Mm. breiten und 560 Cm. langen Pflanzenfaser, wohl Liane oder Rottan, so fest und sauber umwickelt ist, dass dadurch keine Erhöhung entsteht; Holz- und Bambuthheil verfiessen daher ineinander und bilden einen Speer, wie er als Wurfwaffe nicht vollkommener sein, und den kein Europäer accurater und besser machen kann. Zu der Haltbarkeit kommt das geringe Gewicht, denn ein Speer, wie der obige von 2.60 M. Gesamtlänge, wiegt nur 350 Gramm, wovon auf den an der Basis 3 Cm. Diameter messenden Bambuthheil circa 100 Gramm kommen. Der letztere ist gewöhnlich mit Kalk geweisst, um das Auffinden zu erleichtern, sehr häufig aber noch ausserdem mit schwarzen Mustern verziert. Diese Muster bewegen sich meist (wie Fig. 6, Taf. VII [5] von Nr. 734 zeigt) in zierlichen, ausserordentlich feinen Ovallinien mit dazwischen liegenden grösseren schwarzen Feldern und werden dadurch charakteristisch. Diese Muster ähneln am meisten solchen auf den runden Kalkkalebassen in den d'Entrecasteaux-Inseln. Obwohl alle Speere nach derselben Hauptpaterne verziert sind, zeigt doch jeder kleine Verschiedenheiten des Musters und kaum zwei sind vollkommen gleich. Das rührt jedenfalls mit von der Herstellungsmanier her, die leider noch nicht bekannt ist. Gewöhnlich wird angenommen, dass diese Muster eingebrannt werden, allein das scheint mir nicht der Fall, und ich glaube, dass sie aufgemalt sind. Leider hatte ich bei meinem Besuche auf

1) Romilly erwähnt solche (l. c., Seite 47) von Kapsu.

Szelambiu Wichtigeres zu thun und konnte mich an Ort und Stelle nicht informiren. Denn gerade diese Insel (Mausoleum-Insel von d'Entrecasteaux) ist ein Hauptplatz für Anfertigung dieser Speere, welche von hier aus im Handel weite Verbreitung längs der Nordwest- und Nordostküste finden, sowie nach Neu-Hannover. Im Süden Neu-Irlands scheinen sie nicht vorzukommen.

Trotz ihres unscheinbaren Ansehens sind diese Speere weit gefährlicher als die mit Wiederhaken versehenen, die den Laien am meisten erschrecken. Vermöge ihrer Leichtigkeit ermöglichen sie eine viel grössere Sicherheit im Treffen als die meisten derartigen Wurfgeschosse, und es kann daher nicht verwundern, wenn die Neu-Irländer mit zu den besten Speerwerfern gehören. Jedenfalls sind es die besten, welche ich kennen lernte. Da auch die Waffenleistungen Eingeborener so häufig übertrieben geschildert werden, will ich hier die Resultate der von mir veranstalteten Preis- und Wett-Speerwerfen geben. Das Werfen geschieht mit wenigen Schritten Anlauf und anscheinend ohne alle Anstrengung. Der Werfer wiegt den Speer erst in der Hand, wobei derselbe, wenn schadhaf, namentlich an der Verbindung mit dem Bambu, zuweilen bricht. Dann wird der Basistheil des Bambu mit den Zähnen zerbissen, so dass sich die Splitter beim Wurf gleich einem Rädchen drehen, was möglicher Weise Kraft und Schnelligkeit erhöht. Die meisten warfen mit der Rechten, einige mit der Linken. Von 14 kräftigen jungen Kerlen, notorischen Raufbolden, die schon manchen »fight« mitgemacht hatten, warfen mehrere 143, nur Einer 200 Fuss (Rheinl.) weit,¹⁾ trafen aber kein Ziel. Erst auf 46 Fuss (nicht Schritt!) Entfernung trafen von 34 Speeren 20 einen Palmstamm, davon einmal fünf hintereinander. Cocosnüsse, d. h. ein Bündel derselben, in 38 Fuss Höhe, wurden von den meisten getroffen oder doch nur sehr nahe vorbeigeschossen. Da der Stamm einer Cocospalme weniger als eine Mannsbreite beträgt, so ergibt sich hieraus, dass die neuirländischen Speerwerfer nicht zu verachten sind. Die Speere drangen meist so tief in das harte Palmholz, dass sie mit Leichtigkeit einen nackten Menschen durchbohren mögen. Wiederhaken können dabei wenig mehr thun und sind meist nichts als Ornament. Die steten Fehden halten die Neu-Irländer übrigens in guter Uebung. Sehr häufig schicken die jungen Leute eines Dorfes eine Herausforderung nach einem anderen. Der Kampf wird meist am Strande ausgefochten und die Sieger nehmen die etwa dabei Getödteten mit, um sie aufzuessen. Die Eingeborenen halten von diesen Speeren Unmassen auf Lager. Beim Gefecht werden sie bündelweise von Knaben und Weibern den Kriegern nachgetragen. Im Ganzen sind aber auch hier die Fehden nicht besonders blutig und gegenseitiges Ausschelten und wüstes Gebrüll die Hauptsache. Die beste Schilderung einer förmlichen Schlacht bei Kapsu gibt Romilly (l. c., Seite 48); obwohl nach seiner Schätzung nahezu 2500 Mann gegeneinander kämpften, eroberte die siegende Partei doch nur sechs Tode! Freilich wird es eine Menge Verwundeter gegeben haben.

Da die meisten Kämpfe mit Wurfspeeren ausgefochten werden und es nur selten zum Handgemenge kommt, sind Keulen weniger gebräuchlich; solche mit durchbohrtem Steinknauf fehlen ganz. Auch im Uebrigen unterscheiden sich die Keulen von Neu-Irland von den neubritannischen theils durch vorherrschend pritschenförmige Form, wie durch eingravirte Verzierungen. Letztere kommen an den runden Knüppeln, wie Nr. 770 und ähnlich dem Birimbirika (Seite 106) vor und werden gewöhnlich mit Kalk eingerieben. Charakteristisch ist die Form der beiden folgenden Stücke:

¹⁾ Mein Matupiknabe (circa 16 Jahre alt), warf 160, einmal 200 Fuss weit; Eingeborene der Cap York-Halbinsel mit dem Wurfstock (*Wumera*) 170—190, nur Einer 270 Fuss weit.

Keule (Nr. 768, 1 Stück) aus Hartholz (103 Cm. lang), flach, an beiden Seiten pritschenförmig verbreitert; Nordküste, und

Keule (Nr. 769, 1 Stück) aus Hartholz (circa 120 Cm. lang), an der Basis schmal abgerundet, am Ende pritschenförmig verbreitert. — Nordküste.

Die geringe Benützung der Keulen ist wohl Ursache, dass mit Einführung eiserner Beile in Neu-Irland nicht eine ähnliche Streitaxt wie die *Aibane* (Seite 106) von Neu-Britannien erfunden wurde.

Jagd kommt bei der armen Fauna Neu-Irlands vollends nicht in Betracht. Kängurus fehlen; doch gibt es wilde Schweine, die vielleicht auch gejagt werden.

Fischerei wird anscheinend minder lebhaft als in Neu-Britannien betrieben. So fehlen z. B. die kolossalen Fischkörbe (*A wup*, Seite 107) bestimmt. Merkwürdiger Weise sind mir keine Fischhaken vorgekommen, die es höchst wahrscheinlich gibt. Ich beobachtete nur

Fischnetze (Nr. 165, 1 Stück), sehr feinmaschig und fein filetgestrickt. — Nusa.

Das Material ist ein anderes als das Seite 107 erwähnte *Amakum* Neu-Britanniens und Bananenfaser. Ich sah auch grosse, an 50 Fuss lange Netze, mit Senkern aus Muscheln (*Arca* oder *Hippopus*) oder Corallsteinen und triangel förmig geschnittenen Holzschwimmern, wodurch sie sich von den neubritannischen unterscheiden.

Canus werden in vortrefflicher Weise angefertigt, eigenthümlich in Form wie Auslegergeschirr. Sie bestehen nur aus einem ausgehöhlten, langen, schmalen und niedrigen Baumstamme, sind am oberen Rande gerade, an beiden verschmälerten Enden mit etwas, meist durchbrochener Schnitzerei in Form eines Henkels verziert, sonst glatt und führen keine Segel. Auf dem Auslegergerüst sind zwei Heck angebracht, zum Aufbewahren der Speere, da die Canus häufig zu kriegerischen Expeditionen benützt werden. Nusaleute pflegen übrigens selten weiter als bis zur Insel Szelambiu oder dem Küstenplatze Butbut zu gehen. Die Eingeborenen sind sehr geschickt in der Handhabung dieser Canus, die sie mit Paddeln von gewöhnlicher Form sehr schnell fortzubewegen wissen. Bei vier Meilen Fahrt pflegten uns Canus auf weite Strecken zu begleiten. Ein Canu (*Tambul*) von 7·30 M. Länge, wie ich es dem Berliner Museum complet mitbrachte, trägt vier Mann. Es gibt aber auch kleine für nur einen Mann und grosse, an 50 und mehr Fuss lange, die *Kati* heissen und 16—18 Mann tragen. Romilly erwähnt (l. c., Seite 52) grosse Kriegscanu, die 30—50 Krieger führen und von anderer Bauart zu sein scheinen, denn er beschreibt die Querhölzer so breit, dass zwei Mann nebeneinander sitzen können, wogegen in einem gewöhnlichen Canu nur ein Mann Platz findet und dabei noch einen Fuss vor den anderen setzen muss. Romilly gedenkt auch der feinen Schnitzarbeiten an den Querhölzern und Seiten dieser Canus, aber keiner besonderen figürlichen Aufsätze. Die im Katalog des Museums Godeffroy (Seite 62—65) als »Bootverzierungen« aufgeführten Stücke sind gewiss keine solchen, sondern Schnitzereien aus den Tabuhäusern.

E. Musik, Tanz und Todtenverehrung.

Musik scheint in Neu-Irland hauptsächlich in Gesang zu gipfeln. Wenigstens sind die Weisen, wenn auch immerhin einfach, melodiöser als in Neu-Britannien und Gesangssinn überhaupt entwickelter. Jedenfalls besitzen diese Eingeborenen ein treffliches musikalisches Gehör. So dirigitte ich einmal einen Gesangsverein in Matupi, bei dem wir als Chor nur Neu-Irländer brauchen konnten, die in kurzer Zeit den Refrain gewisser

deutscher Lieder (z. B. »Als die Römer frech geworden«) sehr gut lernten und richtig einzufallen wussten.

Mit Musikinstrumenten scheint es dagegen — was vielleicht kein Schaden ist — schlechter bestellt als in Neu-Britannien. So glaube ich, dass die gewöhnliche Rohrflöte (*A kaur*, Seite 109) ganz fehlt; sie ist mir wenigstens nie vorgekommen. Ebenso nicht die eigenthümlichen Schlaghölzer (*A tidirr*, Seite 110 und *Angramut*, Seite 111). Dagegen gibt es, wie überall, Trompeten aus *Tritons*-Muscheln, die, wie wir durch Romilly erfahren, auch zum Kampfe ertönen. Trommeln scheinen sehr beschränkt und sind sehr primitiv aus einem Bambu (circa 80 Cm. lang und circa 11 Cm. Diameter) mit *Monitor*-Haut überspannt hergestellt. Grosse Holztrommeln (wie Taf. V [3], Fig. 8) kommen in derselben Form wie in Neu-Britannien vor und werden zu denselben Zwecken, hauptsächlich zum Signalgeben benützt. Sie sind Eigenthum des Versammlungshauses, werden schon unter besonderen Tabugebräuchen (z. B. innerhalb eines mit Matten verdeckten Raumes) angefertigt und sind unverkäuflich. Nur durch Zufall (Abbrennen des Hauses) erhielt ich das schöne Stück, welches sich jetzt im Berliner Museum befindet. Diese Trommeln sind ohne Schnitzerei und nur mit Roth und Weiss bemalt. — Unter allen Musikinstrumenten scheint am häufigsten die:

Panflöte (Nr. 577, 1 Stück), Taf. V (3), Fig. 4, aus 14 Rohrstengeln, von abnehmender Grösse. — Nusa.

Dieses schon im Alterthume bekannte Instrument, welches noch heute bei rumänischen Zigeunerapellen eine hervorragende Stelle einnimmt, zeigt am besten wie an ganz verschiedenen Orten der Welt, unabhängig von einander, dieselbe Erfindung gemacht werden kann.

Identisch mit dem gleichen Instrument in Neu-Britannien ist die

Maultrommel (Nr. 586, 1 Stück), Taf. V (3), Fig. 1, 2, 3 (vergl. Seite 110); Nusa, und

Maultrommel (Nr. 587, 1 Stück) mit fein eingravirten Schachbrettmustern und oben rechtwinkelig abgeschnitten. — Kapsu.

Ein wohl in der ganzen Welt einzig dastehendes Streichinstrument ist das

Kulepaganeg (Nr. 594, 1 Stück), Taf. V (3), Fig. 9. — Kapsu.

Dasselbe besteht aus einem 40 Cm. langen, 14 Cm. breiten Stück weichen Holzes, an den Seiten sanft bauchig, mit drei durchgehenden Oeffnungen, von denen die erste, grösste, an beiden Innenseiten, die beiden anderen nur an der Hinterseite sanft concav ausgehöhlt sind, um in ingenöser Weise die Resonanz zu erhöhen. Das Instrument wird auf der 10 Cm. breiten Oberfläche mit der angefeuchteten Hand gestrichen und gibt drei nicht eben melodische quitschende Töne (in 1, 3, 6).

Tanz habe ich nicht genügend kennen gelernt und muss mich auf die vorliegenden Stücke der Sammlung beschränken, die nur bei grossen Festen der Männer in Anwendung kommen. Diese Tanzgeräthe sind von den in Neu-Britannien gebräuchlichen (Seite 113) ganz verschieden; Masken aus Menschenschädeln (Seite 113) fehlen durchaus.

Am häufigsten ist ein Ornament in Form eines:

Buceros-Kopf (Nr. 614, 1 Stück), Taf. VI (4), Fig. 9, aus Holz geschnitzt, mit bunter Bemalung (das Blau Waschblau) und Augen von *Turbo*-Deckel. — Nusa.

Weit seltener, schon wegen der schwierigen Erlangung des ausserordentlich scheuen Vogels:

Buceros-Kopf (Nr. 615, 1 Stück), natürlicher im Rauch getrockneter Kopf und Hals eines Nashornvogels (*Buceros ruficollis*). — Festland gegenüber Nusa.

Ich habe auch *Buceros*-Köpfe aus Holz geschnitzt mit aufgeklebten Federn gesehen und andere zum Theile combinirte Thiergestalten (z. B. einen Fisch, der einen Vogel im Rachen hält u. s. w.), mit einem Wort, es herrscht auch in dieser Richtung eine Verschiedenheit grotesker Zusammenstellung, wie sie für alle Schnitzereien Neu-Irlands so charakteristisch ist. Alle derartigen Tanzornamente sind an der Basis hinterseits mit einem Zapfen (Fig. 9) oder einem Hänge versehen, an welchen sie mit den Zähnen des Tanzenden festgehalten werden können, und kommen in dieser Weise zur Benützung. Die zahllosen Schnitzereien von Vögeln und Fischen, welche Romilly im Tabuhouse von Kapsu sah, sind alles solche Tanzornamente, welche hier aufbewahrt werden. Wer bei den Festen nicht im Stande ist in einer Maske zu erscheinen, muss sich eben mit diesem geringeren Ausputze begnügen. Wenn unter denselben der Nashornvogel so häufig vertreten ist, so habe ich die Gründe dafür schon Seite 132 angedeutet. Es erscheint aber auch nicht unwahrscheinlich, dass dieser merkwürdige Vogel vielleicht überhaupt bei manchen sogenannten Tänzen als Motiv dient, wie dies z. B. in Sibirien in Bezug auf andere Thiere (Bär, Elen, Kranich) der Fall ist; ich sah hier sogar von Russen den »Birkhahntanz« aufführen.

Die beiden folgenden Stücke dienen nicht in der Weise wie Nr. 614 und 615 als Tanzornamente, sondern sind Verzierungen (Ohren) zu Tanzmasken, aber als fein ausgeführte Schnitzereien bemerkenswerth.

Flaches Brett (Nr. 612, 1 Stück), Taf. VI (4), Fig. 7 (68 Cm. lang, 15 Cm. breit), durchbrochen gearbeitet, am Rande mit Hahnenfedern verziert; Nusa, und

Flaches Brett (Nr. 613, 1 Stück), Taf. VI (4), Fig. 8, ähnlich dem vorigen, aber ganz verschieden; unter den Farben kommt das im Ganzen seltene Ockergelb vor. Nusa.

Besonders charakteristisch für diesen Theil Neu-Irlands sind die *Talowa* oder **Tanzmasken**, welche fröhlichen Festen der Männer, dem eigentlichen Mummenschanz dienen und in Form wie phantastischer Ausstattung zu den originellsten und vollkommensten der ganzen Südsee gehören.

Die Grundform dieser Masken und am häufigsten vertreten ist der Kopf des Eingeborenen. Das Gesicht bildet eine aus weichem Holz geschnitzte Larve, ähnlich den unseren, mit Nase, Augen- und Mundöffnung, die in zierlicher Weise roth, schwarz und weiss bemalt ist; gewöhnlich sind noch *Turbo*-Deckel als Augen eingesetzt. Die Gesichtsmaske ist meist gegenüber der übrigen Kopfmasse zu klein, die gewöhnlich aus einem Gestell von gespaltenem Bambu, mit allerlei Stoffen überzogen, besteht. Diese Hauptform der Masken erinnert an einen kleinen Kopf mit einem mächtigen Helme, dem aber nicht etwa europäische Motive in den beliebten ersten Spaniern, sondern die (Seite 128) erwähnten eigenthümlichen Haarfrisuren als Modell dienen. Die geschorenen Kopfseiten werden in entsprechender Weise imitirt, ebenso der raupenhelmartige Kamm, und zwar durch gelbe Bananenfaser, welche die natürliche Haarfärbung am besten wiedergibt. Gute Typen dieser häufig vertretenen Art sind die folgenden beiden Stücke:

Talowa (Nr. 616, 1 Stück), Taf. VI (4), Fig. 4 und 4a, Nusa, welche durch die Abbildungen am besten erläutert wird und die Verschiedenheiten beider Seiten zeigt, von denen die eine fein bemalt ist, während die andere mit dem weissen Mark einer Binse besetzt erscheint. Ebenso die folgende:

Talowa (Nr. 618, 1 Stück) mit Kamm aus gelbgefärbter Bananenfaser, die eine Seite ist bemalt, während die andere in origineller Weise durch kurze Pflanzenstengel imitirtes Haar zeigt. — Kapsu.

Schon von derartigen Masken gibt es kaum zwei ganz gleiche Stücke und Bemalung wie groteske Ausstaffirung sind ausserordentlich verschieden. Für die letztere

werden mancherlei Stoffe geschickt und zuweilen in der originellsten Weise benützt und fast stets ist die Arbeit eine saubere und zeigt von grossem Fleiss. Da werden Bärte aus Cocos- oder Bananenfaser, Flechten und anderen Pflanzenstoffen angesetzt, mehr oder minder phantastische Ohren aus Holz oder pflanzlichem Material, fühlhörnerartige Ansätze, buntgefärbte Troddeln und Fransen, Wimpern aus Fischzähnen, die Kopfseiten mit schwarzen Bindfaden bezogen, bemalt, mit Kalk beschmiert, mit Federn beklebt, Pflanzenstengel oder Binsenmark eingesetzt (aus letzteren zuweilen auch der Kamm), aber stets sind beide Seiten verschieden, zuweilen versteigt man sich zu Hörnern und besonderen häufig durchbrochen gearbeiteten Aufsätzen. Ausputz von Federn kommt übrigens kaum in Betracht, weil Vögel überhaupt selten und für die Eingeborenen zu schwierig erlangbar sind.

Sehr abweichende Formen zeigen die folgenden beiden Stücke:

Talowa (Nr. 617, 1 Stück), Taf. VI (4), Fig. 5, mit durchbrochen gearbeitetem Nasenaufsatz, langen bemalten Ohren; Bart und das vorspringende Kopfgestell aus schwarzer Pflanzenfaser; Kapsu, — und

Talowa (Nr. 619, 1 Stück), Taf. VI (4), Fig. 6, mit Seitenflügeln in durchbrochener Schnitzarbeit und Troddeln aus Bananenfaser; das Kopfgestell ist aus Bambu, innen mit Tapa ausgekleidet und an der einen Seite das Etiquett einer Conservenbüchse aufgeklebt, welches damals (1881) bei den Eingeborenen als neu Bewunderung erregte. — Festland gegenüber Nusa.

Wie die Maske Nr. 617 einen kleinen Nasenaufsatz zeigt, so gibt es auch solche mit sehr grossen, meist Vögel und Fische darstellend, darunter nicht selten den *Buceros*. Die Masken geben auch häufig einen Tänzer wieder, der ein Tanzornament (wie z. B. Nr. 614, Seite 140) im Munde hält. So will ich nur eine Maske erwähnen, bei der die Gesichtslarve einen grossen, aus Holz geschnitzten Fisch (*Histiophorus*) im Munde hielt, eine andere mit einem circa 1 M. hohen Nashornvogel. Ich sah auch aus Zeug (Tapa) gefertigte Masken mit Malerei (darunter als nicht seltene Figur das Malteserkreuz), solche aus Tapa mit Nasenaufsätzen, wie aus Holz und Tapa und sogar solche, an denen die 75 Cm. langen phantastischen Ohren mittelst Bindfaden bewegt werden konnten. Noch mehr wie bei den Schnitzereien liessen sich daher mit der Beschreibung neuirländischer Tanzmasken Bücher füllen, denn gerade in diesem Genre scheint die wilde Phantasie der Eingeborenen unerschöpflich, und zwar aus leicht begreiflichen Gründen, die sich aus dem Zwecke dieser Masken ganz von selbst erklären. Bei den Festen der Männer, welche nicht wie die »Teufelsmasken mit Hörnern und Ohren« vielleicht deuten lassen, zu Ehren von Götzen, sondern zur Verherrlichung grosser Schmausereien veranstaltet werden, spielen **Maskeraden** eine wichtige Rolle. Wie bei den unseren kommt es hauptsächlich darauf an unerkannt zu bleiben, nebenbei durch die Maske zu brilliren, und Jeder bemüht sich daher in der Stille dies Ziel zu erreichen, um die Anderen durch möglichst groteske, womöglich neue, Darstellungen zu überbieten. Da sich diese Hauptfeste ungefähr nur alle Jahre wiederholen und eine grosse Menge der leicht vergänglichen Masken inzwischen durch Wurmfrass u. s. w. unbrauchbar geworden sind, so muss schon deshalb Neues geschaffen werden. Man bessert die alten, in den Tabuhäusern verwahrten, Masken aus oder macht ganz neue, zu denen sich inzwischen bisher nicht dagewesene Motive gefunden haben oder in der, ganz den Festfreuden zugewandten, ohnehin reichen Phantasie der Eingeborenen erdacht wurden. Das ist die einfache Erklärung dieser Masken, die übrigens auch zum Festputze bei Leichenverbrennungen in Benützung kommen. Wie so manches Andere werden sie vielleicht verschwunden sein, ehe noch eine gute Beschreibung der betreffenden Festlichkeiten, die bis jetzt noch fehlt,

vorliegt. Freilich die Feste, die bleiben gewiss noch lange, wenn auch keine Masken mehr gemacht werden. Aber sie werden ohne dieselben auch viel an Originalität verlieren, denn meist bleibt nichts übrig als eine Esserei mit Getrappel und Lärm. Ich kenne das aus Erfahrung von Torresstrasse. Dort wurden vor kaum 12—15 Jahren für Festlichkeiten und Tänze höchst originelle und kunstvolle Masken aus Schildpatt gefertigt, die häufig Fische und Vögel darstellten. Ich kam aber 1883 schon zu spät, da gab es keine Masken aus Schildpatt mehr. Tänze fanden freilich noch statt, aber man machte dazu rohe Masken aus den dünnen Blechgefässen, wie sie bei allen Stationen von Weissen umherliegen. Das ersparte viel Arbeit, sowie das mühevollen Fangen der Schildkröten, deren Schale sich überdies jetzt viel besser in Schnaps verwerthen liess.

Todtenverehrung findet in ganz anderer Weise als in Neu-Britannien und zwar durch Leichenverbrennung der Verstorbenen statt, eine Sitte, die meines Wissens in ganz Melanesien, vielleicht der Südsee überhaupt, nur in diesem Gebiete vorkommt. Dabei finden je nach dem Range grosse Feierlichkeiten statt, die Leiche wird roth bemalt und reich mit Glasperlen geschmückt, die Asche grosser Häuptlinge (*Taman*) gesammelt. Ich verdanke diese Nachrichten Friedrich Schulle, dem besten Kenner dieses Theiles von Neu-Irland, der verschiedenen Leichenverbrennungen beiwohnte und mir versicherte, dass alle Leichen verbrannt werden. Durch ihn erfuhr ich auch, dass bei diesen Festlichkeiten, die ich hier nicht näher beschreiben will, den Tanzmasken eine Rolle zufällt.

Spiele. Es war mir interessant das bekannte Abheben eines zwischen den Fingern ausgespannten Fadens, welches bei uns vielerwärts bei Mädchen beliebt ist, auch in Neu-Irland zu finden. Ziemlich grosse Burschen beschäftigten sich damit, wussten sehr hübsche Figuren abzuheben und sangen eine nicht unübliche Melodie dabei.

b. Südwestküste.

Dieses Gebiet ist noch viel weniger bekannt als das der Nordspitze und der Rev. Brown wohl der Einzige, welcher gewisse Küstenpunkte in der Gegend von Rossel-Bai, sowie von hier aus die Ostküste besuchte. Ich selbst habe zwar eine Anzahl Eingeborener an der Südspitze gesehen, die sich anthropologisch in nichts von der übrigen Bevölkerung unterschieden, aber an Land selbst keine Beobachtungen machen können. Zwar besitzen unsere Museen gerade aus dem Küstengebiete, den Herzog York-Inseln gegenüber, eine Menge Gegenstände, aber von eingehender ethnologischer Kenntniss kann keine Rede sein. Eine gründlichere Untersuchung wird sehr interessante Resultate liefern, denn schon aus dem Wenigen, was bis jetzt aus diesem Gebiete und über seine Bewohner vorliegt, ergeben sich bedeutende Verschiedenheiten, und es lassen sich bereits bestimmte ethnologische Charakterzüge erkennen.

Die wenigen Stücke der Sammlung liefern dafür schon Belege.

Muschelgeld (Nr. 636, 1 Probe), Taf. III (1), Fig. 6 (rechts im Durchmesser gezeichnet), aus violettbräunlichen, auf der entgegengesetzten Seite weissen, sehr dünnen Muschelscheiben und mit grösserem Bohrloch; eigenthümlich. Ausser dieser Art gibt es an der Südwestküste auch feinere Sorten, ähnlich dem Kokonon (Taf. I, Fig. 4).

Waffen.

Wurfspeer (Nr. 731, 1 Stück), 225 Cm. lang, aus hartem Holz mit glatter Spitze, das etwas verdickte Fussende mit Querrillen, wie gedrechselt. — Kurass.

Wurfspeer (Nr. 733, 1 Stück), 2·33 M. lang, ähnlich dem vorigen, mit Querrillen um Fussende und roth, weiss und schwarz bemalt. — Kurass.

Wurfspeer (Nr. 732, 1 Stück), 178 Cm. lang; vor der Spitze sanft verdickt, am Fussende eine vierkantige Erhöhung, hinter derselben jederseits verdünnt. — Kurass.

Keule (Nr. 767, 1 Stück) aus schwerem Holz, 141 Cm. lang, rund, an beiden Enden mit kegelförmig verdickter, scharf abgesetzter Spitze. — Kurass.

Keule (Nr. 770, 1 Stück), runder, 114 Cm. langer Knüppel mit eingravirtem, weiss eingeriebenem Muster. — Kurass.

Keule (Nr. 771, 1 Stück), 130 M. lang, jederseits abgeflacht mit stumpf gerundeten Kanten. — Kurass.

Von diesem Platze, sowie aus der Nachbarschaft, gelangen namentlich Waffen nach der Herzog York-Gruppe und von hier nach Blanche-Bai, was eine Menge irrthümlicher Localitätsangaben zur Folge hat, die um so mehr zu bedauern sind, als jedes Gebiet gewisse Eigenthümlichkeiten besitzt.

Zu denen der Südwestküste gehören vor Allem die folgenden beiden Nummern, sogenannte **Götzenbilder**:

Figur eines Mannes (Nr. 647, 1 Stück), Taf. VII (5), Fig. 4, und

Figur einer Frau (Nr. 648, 1 Stück), je 53 Cm. hoch, aus weissem Kalk geschnitzt (nicht gebrannt) und bemalt, sehr schwer und leicht zerbrechlich. — Kurass.

Von diesen Figuren habe ich sehr viele gesehen, die alle mehr oder minder mit der Abbildung übereinstimmen und in sehr roher Weise nackte Männer und Frauen repräsentiren, mit glattem Gesicht, meist auf der Brust gefalteten Händen und abstehenden affenartigen Ohren. Zuweilen ist eine helmartige Frisur angedeutet oder eine Kopfbedeckung, die einer bis auf die Schulter reichenden Weiberkappe entspricht. An sonstigem Körperputz ist zuweilen eine Leibsnur oder ein Armband, auch *Trochus*-Ring kenntlich. Die Geschlechtstheile sind stets unbedeckt, meist übertrieben, der Penis niemals erotisch dargestellt. Die Bemalung ist sehr einfach und besteht meist in Linien oder Punkten, meist in Roth und Gelb, neuerdings auch in (eingetauschem) Blau. Diese Figuren werden in sehr verschiedener Grösse angefertigt; die grösste, welche ich sah, hatte 150 Cm. Höhe, die meisten sind bedeutend kleiner. Es kommen an dieser Küste auch roh aus Holz geschnitzte Figuren vor, die in den Formen ganz denen aus Kalk gleichen, sich also mit den phantastischen Figuren an der Nordspitze gar nicht vergleichen lassen. Die Kalkfiguren werden hauptsächlich von dem Küstenplatze Kurass angebracht, aber nicht hier, sondern weiter im Innern gemacht, in dem Dorfe Punam. So sagten mir wenigstens die eingeborenen Missionslehrer, die mit »Götzen« öfters nach Mioko kommen, um sie zu verkaufen.

Was Powell (l. c., Seite 248) über diese Kalkfiguren sagt, beruht jedenfalls nur auf Hörensagen, und die Abbildung (Titelbild) einer »Mortuary Chapel« mit solchen Figuren ist reine Erfindung. Der einzige weisse Mann, welcher diese Kalkfiguren an Ort und Stelle zu sehen bekam, ist wohl der Rev. Brown. Der Häuptling des Küstendorfes Kalil führte ihn in eine nahe dem Dorfe gelegene Umzäunung, welche einen oblongen, sehr rein gehaltenen, circa einen Viertelacre grossen Platz umschloss, an dessen Ende ein grosses Haus stand. Dieses Haus enthielt zwei grosse Kalkfiguren, ein Mann und eine viel kleinere Frau; der Mann war mit einer grossen konischen Kopfbedeckung und einer Halskrause dargestellt, beide Figuren, sowie die Hauspfosten bemalt. Brown konnte den Zweck dieser Figuren nicht erfahren, deutete dieselben aber keineswegs als Götzenbilder, wie dies Missionäre sonst meist zu thun pflegen. Jedenfalls dienen Haus wie Platz, die für die Frauen streng *tabu* waren, den Festen der Männer und die Figuren sind vielleicht Ahnen, wie solche in Neu-Guinea häufig dargestellt werden.

Grosse Versammlungshäuser traf Brown auch an der Ostküste und bezeichnet sie ausdrücklich als Häuser, in welchen die unverheirateten Männer und Fremde schlafen; sie entsprechen also ganz den tabuirten Junggesellenhäusern, wie sie überall in Melanesien vorkommen. Ein solches Haus, welches Brown in Ratama, circa 7 englische Meilen im Innern der Ostküste, besuchte war an 40 Fuss lang und 12 Fuss hoch und stand auf drei Pfeilern. Die Wände bestanden aus dichtem Ried, im Innern waren Bänke zum Schlafen, ausserdem eine Menge Unterkiefer von Schweinen und Menschen, auch andere menschliche Körperteile (z. B. eine im Rauch getrocknete Hand) aufgehangen, als Erinnerung an gehaltene Festmahle. Schnitzereien oder Kalkfiguren werden nicht erwähnt.

Sehr merkwürdig ist das **Jungfrauenhaus**, welches Brown an demselben Platze kennen lernte. Es war 25 Fuss lang, ähnlich dem Junggesellenhause und stand in einer Umzäunung von Bambu, über dessen Thor als Tabuzeichen ein Bündel Gras hing. Der Häuptling selbst wagte nicht das Haus zu betreten und liess eine alte Frau holen, die allein die Thüren (aus Cocosmatten) öffnen darf und dies nur mit Widerstreben und auf Befehl des Häuptlings that. Im Innern des Hauses waren drei kegelförmige Abtheilungen, circa 7—8 Fuss hoch und 12 Fuss im Umfange, in welchen ein Mensch sich kaum ausstrecken und nur gebückt sitzen konnte. In diesen dunklen Käfigen wird je ein Mädchen oft noch im Kindesalter für lange Zeit eingesperrt, die Eingeborenen sagten 4—5 Jahre! was aber wohl auf einem Irrthum beruhen mag. Die Mädchen werden täglich nur einmal auf kurze Zeit herausgelassen, dürfen aber mit den Füßen den Boden nicht betreten und man breitet deshalb Cocosmatten aus. Das Haus enthielt nichts, die Käfige nur Bamburohre mit Wasser zum Trinken. An der Westküste soll dieselbe Sitte herrschen, welche keinen andern Zweck hat, als die Mädchen gut zu verheiraten, wobei ein grosses Fest gegeben wird (Brown). Und diese Erklärung trifft jedenfalls das Richtige, da solche Mädchen, die natürlich zu den Ausnahmen gehören, einen hohen Kaufpreis erzielen und wahrscheinlich nur für Häuptlinge bestimmt sind. Dieser sonderbare Gebrauch findet sich in der ganzen Südsee nur hier, steht aber wohl nicht vereinzelt da. Ich erinnere mich, etwas Aehnliches gelesen zu haben, muss aber für diesmal das Nachsuchen Anderen überlassen.

3. Admiralitäts-Inseln.

Diese von mir nicht besuchte Gruppe besteht aus einer grösseren Insel (Tau) und zahlreichen, meist riffreichen kleineren Inseln, die zwischen 1° 50' und 3° s. Br. liegen und dem deutschen Schutzgebiete mit einverleibt wurden.

Die im Ganzen spärliche Bevölkerung gehört der Papuarasse an, unterscheidet sich aber ethnologisch, trotz der unbedeutenden Entfernung von dem benachbarten Neu-Hannover im Osten (120 Seemeilen) und dem Festlande Neu-Guineas im Südwesten (150 Seemeilen), durch einige hervorragende Eigenthümlichkeiten.

Die Bewehrung der Speere mit Spitzen aus Obsidian steht darunter obenan und wohl überhaupt in der ganzen Südsee, trotz des Vorkommens dieser Lava anderwärts, isolirt da. Aus diesem durch Klopfen leicht zu bearbeitenden Material werden auch Dolche angefertigt, die wie die Speerspitzen durch die messerscharfen Bruchflächen besonders gefährliche Waffen liefern.

Sehr merkwürdig und einzig dastehend ist die Schambekleidung der Männer, welche nur in einer Eiermuschel (*Ovula ovum*) besteht, in deren etwas erweiterte, kaum 15 Mm. breite, Oeffnung der Penis gesteckt wird. Diese Schambedeckung findet in den

Kalebassen von Humboldt-Bai und Nachbarschaft ein Analogon. Einen hervorragenden ethnologischen Zug dieser Inselgruppe bilden auch die kunstvollen Schnitzarbeiten in Holz, welche neben menschlichen, verschiedene Thierfiguren (darunter auch das Krokodil) darstellen und am vollkommensten in, zum Theile sonderbar geformten, Schüsseln und Schalen, oft von bedeutender Grösse, repräsentirt werden. Diese Schüsseln erinnern, wie so manches Andere, an ähnliche Erzeugnisse der Salomons-Inseln, darunter namentlich auch die eigenthümlichen Brust- und Stirnschmucke aus einer rundgeschliffenen *Tridacna*-Platte mit aufgelegter durchbrochener Schildpattarbeit. Mit Ausschluss der ziemlich rohen Steinäxte, die in Form wie Befestigung am meisten denen des Bismarck-Archipels ähneln, zeigen die übrigen Erzeugnisse, namentlich auch die mannigfachen Schmuck- und Ziergegenstände neuguineisches Gepräge, nicht zu vergessen die sorgfältig gearbeiteten und gebrannten Töpfe, welche ganz mit denen von Neu-Guinea übereinstimmen. Dasselbe gilt in Bezug auf die grossen, trefflichen, mit Ausleger, Plattform, Segeln und vorzüglicher Schnitzarbeit versehenen Canus.

Neben den Salomons- gehören die Admiralitäts-Inseln mit zu den am wenigst bekannten Gruppen und empfehlen sich einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung ganz besonders. Sie sind bisher im Ganzen nur sehr wenig besucht worden, aber einzelne unternehmende Tripangfischer, welche längere Zeit unter den Eingeborenen lebten, haben bewiesen, dass sich mit Letzteren wohl auskommen lässt.

Die folgenden Stücke stammen von der westlichsten Insel der Gruppe Jesus Maria, welche gelegentlich von Neu-Britannien aus von kleinen Handelsfahrzeugen besucht wird. Stationen für Handel und Mission gibt es noch nicht.

Schmuck.

Schambekleidung (Nr. 902 a, 1 Stück) eines Mannes aus einer Eiermuschel. Dieselben sind zuweilen mit eingravirtem Muster verziert.

Brustschmuck (Nr. 480, 1 Stück), bestehend aus einer glattgeschliffenen, fast polirten Perlmutteruschale (*Avicula* sp.) von 15 Cm. Diameter.

Geräthschaften.

Schöpflöffel (Nr. 59, 1 Stück) aus Cocosnuss mit senkrecht befestigtem, roh geschnitztem (circa 22 Cm. langem) Holzstiele.

Holzschüssel (Nr. 83, 1 Stück), rund, flach (33 Cm. Durchmesser), mit Randverzierung, auf der Unterseite mit vier sehr kurzen Füßen.

Flaschenförmige Kalebasse (Nr. 897, 1 Stück), 26 Cm. lang, mit eingebranntem zierlichen Muster; für pulverisirten Kalk zum Betelgenuss.

Diese Art Kalkbüchsen sind auf den Hermites ein sehr beliebter Tauschartikel, dessen sich Handelsschiffe bedienen.

Kalkspatel (Nr. 910, 911 und 920, 3 Stück) zum Betelgenuss; rundliche, circa 30 Cm. lange Holzstöckchen mit etwas verbreiteter Spitze. Die mit den Lippen angefeuchtete Spitze wird in die Kalebasse gesteckt, so dass der pulverisirte Kalk daran hängen bleibt, und so zum Munde geführt.

Waffen.

Wurfspeer (Nr. 744, 1 Stück) aus Rohr, circa 1.75 M. lang, mit breiter, langer Obsidianspitze, die in einen mit eingravirter und bemalter Ornamentirung verzierten Knauf eingekittet ist.

Wurfspeere (Nr. 745, 746, 747, 748, 4 Stück) aus Rohr mit Obsidianspitze.

Ich füge hier drei Stücke an von den

Hermit- und Anachoreten-Inseln.

Kalkspatel (Nr. 921, 1 Stück) aus Holz, mit 48 Cm. langem runden Stiel, dessen um 5 Cm. verbreitertes, 15 Cm. breites Ende in kunstvoller Weise mit durchbrochener Schnitzarbeit in geschmackvollem Muster verziert ist. — Hermites.

Mit das Schönste von Schnitzarbeiten der Südsee überhaupt.

Tauwerk (Nr. 139, 1 Probe), feinste Seilerarbeit des Pacific. — Anachoreten.

Wurfspeer (Nr. 703, 1 Stück) aus Palmholz, circa 3 M. lang, rund, das circa 1 M. lange Ende vierkantig, mit 10 scharfen, spitzwinklig eingeschnittenen Kerben, vor der circa 25 Cm. langen runden, sehr schlank zulaufenden Spitze. Um die letztere vor dem Abbrechen zu schützen, pflegen die Eingeborenen eine runde Frucht auf die Spitze zu stecken. — Anachoreten.

Die Form dieser Speere ist sehr abweichend von denen in Neu-Guinea und ähnelt am meisten der in Ruck und früher auf den Marshalls gebräuchlichen.

4. Salomons-Inseln,

sieben grössere und eine Menge kleinerer Inseln, alle gebirgig, vulcanisch, dicht bewaldet und sehr fruchtbar, mit zusammen 44.000 Quadratkilometer Flächeninhalt und angeblich 175.000 Bewohnern. Die nordwestlichen Inseln: Ysabel, Choiseul und Bougainville sind seit 13. December 1886 dem deutschen Schutzgebiete einverleibt, die übrigen England zugefallen, doch befinden sich bis jetzt nur im letzteren Gebiete einige wenige Handels- und Missionsstationen, namentlich auf Ugi.

Die Eingeborenen gehören zu den dunkelsten der Südsee und ähneln am meisten echten Negern; doch kommen auch hellere Farbennuancierungen (vergl. Finsch, Anthropologische Ergebnisse, Seite 60) und einzeln schlichtes Haar vor, welches ich z. B. bei Boukaleuten, sonst den schwärzesten von allen, beobachtete.

Schon bei dem ersten Auftreten der Spanier unter Mendana übel behandelt, hatten die Eingeborenen keinen Grund sich des weissen Mannes zu freuen, und diese Verhältnisse sind in diesem Jahrhundert durch das ruchlose Treiben der Arbeiterschiffe nicht gebessert worden. Man darf sich daher über die häufigen Massacres gerade in den Salomons nicht verwundern, und der Verkehr mit ihnen erfordert daher besondere Vorsicht. Noch jetzt werden in den meisten Fällen die »freiwilligen« Arbeiter einfach durch Kauf von den Häuptlingen erworben, wobei bislang Feuerwaffen den hauptsächlichsten Kaufpreis bildeten. Diese Arbeiterverdingung hat mit ihren zersetzenden Folgen, worunter die der verheerenden Syphilis obenan stehen, die Bevölkerung sehr vermindert und ist hauptsächlich die Ursache der üblen und hinterlistigen Gesinnungen der Eingeborenen gegenüber Weissen.

Der zwei Jahrhunderte lang vermisste und erst nach und nach wiederentdeckte Archipel der Salomons-Inseln zählt noch heute zu den unbekanntesten¹⁾ Gebieten der Südsee. Er ist einer gründlichen wissenschaftlichen Durchforschung am meisten bedürftig und verdient dieselbe umso mehr, als gerade die Salomons eine eigene ethno-

¹⁾ Eine wesentliche Lücke ist seit Kurzem durch Guppy's treffliches Werk: »The Solomon Islands and their Natives« (London 1887) ausgefüllt worden. Vergl. Finsch, Deutsche Colonialzeitung 1888, Seite 16.

logische Provinz bilden, die, reich an Eigenthümlichkeiten, eine besonders lohnende Ausbeute verspricht. Sehr viele Erzeugnisse des Eingeborenenfleisses zeichnen sich durch besonders accurate Arbeit und einen bedeutenden Kunstsinn der Ornamentirung aus, welcher dieselben zu den vollendetsten der Südsee erhebt. Als besondere Eigenthümlichkeiten der Salomons muss vor Allem die reizende und geschmackvolle Verzierung der Waffen mit kunstvollem farbigen Flechtwerk erwähnt werden, wie die raffinirt erdachte Bewehrung der Lanzen und Pfeile mit Widerhaken (übrigens früher ähnlich auf gewissen Carolinen-Inseln), wodurch ihre Wirkung eine wahrhaft scheussliche wird. Dabei mag aber bemerkt sein, dass Pfeil- und Speerspitzen nicht vergiftet werden. Die kunstvoll geflochtenen Schilde stehen einzig da. Auch die Schmucksachen sind geschmackvoller und von besserer Arbeit als im Bismarck-Archipel. So zeichnen sich auch die schönen aus *Tridacna*-Muschel geschliffenen Armringe aus, Brust- und Stirnscheiben aus gleichem Material, mit aufgelegter durchbrochener Schildpattschnitzerei (wie Nr. 420); abnorm gewachsene Eberhauer sind der kostbarste Schmuck. Sie stammen aber vom Schwein und nicht dem Babyrussa (*Porcus babyrussa*), wie im Katalog des Museum Godeffroy gesagt wird, denn bekanntlich fehlt die letzte Gattung in der Südsee überhaupt und ist der Fauna von Celebes eigen. Ein weiterer charakteristischer Zug der ethnologischen Erzeugnisse ist die eingelegte Arbeit, hauptsächlich in Perlmutter, welche bei verschiedenen Holzschnitzereien in wahrhaft geschmackvoller Weise die höchste Vollendung dieses Genres bei den Naturvölkern der Südsee erreicht. Die mit Perlmutter eingelegten Canus bilden das Schönste dieser Art. Von Perlmutter sind auch die Fischhaken, die in der Form ganz den polynesischen gleichen, was beachtenswerth ist. — Cannibalismus wird noch heute auf allen Salomons-Inseln wie vor Jahrhunderten geübt.

Ich selbst konnte nur die herrlichen Küsten einiger der Salomons-Inseln sehen, aber nicht betreten; doch sind die nachfolgenden Stücke von durchaus sicherer Herkunft. Trotz der geringen Zahl derselben beweisen sie, wie z. B. die Pfeile von Malayta und Sir Charles Hardy-Inseln, die ethnologische Uebereinstimmung ihrer Bewohner, mit denen auch die der kleinen Inseln St. Jones und Green identisch sind. Bogen und Pfeile von diesen Inseln bilden einen hervorragenden Tauschartikel an vorbeipassirende Schiffe und sind deshalb in Sammlungen nicht selten.

Schmuck.

Sessele (Nr. 481, 1 Stück), Halskette aus längsdurchschnittenen braunen Fruchthülsen, wie dieselben auch in Neu-Guinea benutzt werden. — Insel Savo.

Stirnschmuck (Nr. 420, 1 Stück), bestehend aus einer flachen, runden, aus *Tridacna* geschliffenen Scheibe mit aufgelegter, durchbrochener Schildpattarbeit. — Insel Bougainville.

Diese Art Schmuck gehört mit zu den vorzüglichsten Kunstleistungen der Südseevölker und findet sich meines Wissens ganz in derselben Weise nur noch auf den Admiralitäts-Inseln und ähnlich an der Südwestküste Neu-Guineas wieder (vergl. Nr. 423).

Durch angeworbene Arbeiter gelangen solche Stücke nach den Inseln des Bismarck-Archipels und sind daher zuweilen irrthümlich mit »Neu-Britannien« oder »Neu-Irland« bezeichnet.

Geräthschaften.

Poke (Nr. 897, 1 Stück), Büchse aus Bambu mit sauber eingravirter schwarzer Zeichnung; dient zum Aufbewahren des pulverisirten Kalks für Betelgenuss. — Insel Savo.

Paraka (Nr. 686, 1 Stück), feingestrickter kleiner Netzbeutel als Behälter für Betelnüsse und andere Kleinigkeiten, welche die Männer stets bei sich führen. — Insel Savo.

Waffen.

Potul (Nr. 706, 1 Stück), Wurflanze, 326 Cm. lang, mit hübsch verzierter Spitze und Widerhaken aus Fischknochen. — Insel Bouka.

Potul (Nr. 707, 1 Stück), Wurflanze, 277 Cm. lang, ohne Widerhaken; die Spitze hübsch mit gelbem Stroh umflochten. — Bouka.

Bogen (Nr. 814, 1 Stück), 207 Cm. lang, mit Sehne aus Pflanzenfaser gedreht. — Sir Charles Hardy-Insel.

Diese Bogen gehören mit zu den am saubersten gearbeiteten der Südsee.

Von der gleichen Localität sind die drei folgenden **Pfeile**:

Nr. 815, 1 Stück, von Rohr (131 Cm. lang), mit glatter weisser Holzspitze, daher;

Nr. 816 und 817, je 1 Stück, gleiche Länge.

Die drei folgenden **Pfeile** stammen von der Insel Malayta:

Nr. 818, 1 Stück, glatt (142 Cm. lang), ganz wie die vorhergehenden von Sir Hardy.

Nr. 819, 1 Stück (159 Cm. lang), mit zierlich bunt (röth und gelb) umflochtener, glatter Holzspitze und

Nr. 820, 1 Stück (144 Cm. lang), wie vorher, aber mit neun Längsreihen dicht-anliegender scharfer Widerhaken aus Knochen.

Uebereinstimmend damit ist:

Pfeil (Nr. 821, 1 Stück), 139 Cm. lang, von der Insel Rubiana.

Die folgenden **Pfeile**:

Nr. 822, 823, 824 (3 Stück), »Iliu« genannt, 136—142 Cm. lang, mit glatter Spitze, und

Nr. 825, 826, 827 (3 Stück), »Warrau« genannt, 135—144 Cm. lang, mit Widerhaken, sind von der Insel Bouka.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort von Franz Heger	[1]	83
Einleitung	[4]	86

I. Bismarck-Archipel.

	Seite		Seite
I. Neu-Britannien	[6]	88	
a. Blanche-Bai	[6]	88	
A. Eingeborene	[7]	89	
Cannibalismus	[8]	90	
B. Körperausputz und Beklei- dung	[10]	92	
Bekleidung	[10]	92	
Tapa	[10]	92	
Schmuck und Zieraten	[11]	93	
Diwara	[12]	94	
Bemalen	[13]	95	
Tätowirung	[14]	96	
Haarschmuck	[14]	96	
Stirnschmuck	[15]	97	
Ohrschmuck	[15]	97	
Nasenschmuck	[15]	97	
Halsschmuck	[16]	98	
Brustschmuck	[17]	99	
Armschmuck	[17]	99	
Leibschmuck	[17]	99	
Beinschmuck	[17]	99	
C. Häuser und Siedelungen	[18]	100	
Ackerbau	[18]	100	
D. Geräthschaften und Werk- zeuge	[19]	101	
Haushaltungsgeräte	[20]	102	
Gewerbskunde	[20]	102	
Korbflechtereie	[20]	102	
Genussmittel	[20]	102	
Werkzeuge	[21]	103	
Waffen	[21]	103	
Jagd	[25]	107	
Fischerei	[25]	107	
Canus	[26]	108	
E. Musik, Tanz und Todtenver- ehrung	[27]	109	
Musik	[27]	109	
Tanz	[30]	112	
Todtenverehrung	[31]	113	
Dugdug	[33]	115	
Religion	[33]	115	
Heilkunde	[34]	116	
Spiele	[35]	117	
b. Willaumez	[35]	117	
Schmuck	[36]	118	
Geräthschaften	[37]	119	
Musik	[37]	119	
c. French-Inseln	[37]	119	
d. Cap Raoul	[38]	120	
Schmuck	[38]	120	
Geräthschaften	[39]	121	
e. Hansabucht	[39]	121	
Schmuck	[40]	122	
2. Neu-Irland	[41]	123	
A. Eingeborene	[42]	124	
Cannibalismus	[43]	125	
a. Nordende	[44]	126	
B. Körperausputz	[44]	126	
Bekleidung	[44]	126	
Schmuck und Zieraten	[45]	127	
Kokonon-Muschelgeld	[45]	127	
Uebrigcr Schmuck	[47]	129	
C. Häuser und Siedelungen	[48]	130	
Versammlungshäuser	[48]	130	
Holzschnitzereien	[49]	131	
D. Geräthschaften und Werk- zeuge	[53]	135	
Werkzeuge	[54]	136	
Waffen	[55]	137	
Canus	[57]	139	
E. Musik, Tanz und Todtenver- ehrung	[57]	139	
Musik	[57]	139	
Tanz	[58]	140	
Tanzmasken	[59]	141	
Todtenverehrung	[61]	143	

	Seite		Seite
b. Südwestküste . . .	[61] 143	Hermit- und Anachoreten-	
Waffen	[61] 143	 Inseln	[65] 147
Götzenbilder (sogenannte)	[62] 144		
Versammlungshäuser	[63] 145	 4. Salomons-Inseln	[65] 147
 3. Admiralitäts-Inseln	[63] 145	Schmuck	[66] 148
Schmuck	[64] 146	Geräthschaften	[66] 148
Waffen	[64] 146	Waffen	[67] 149

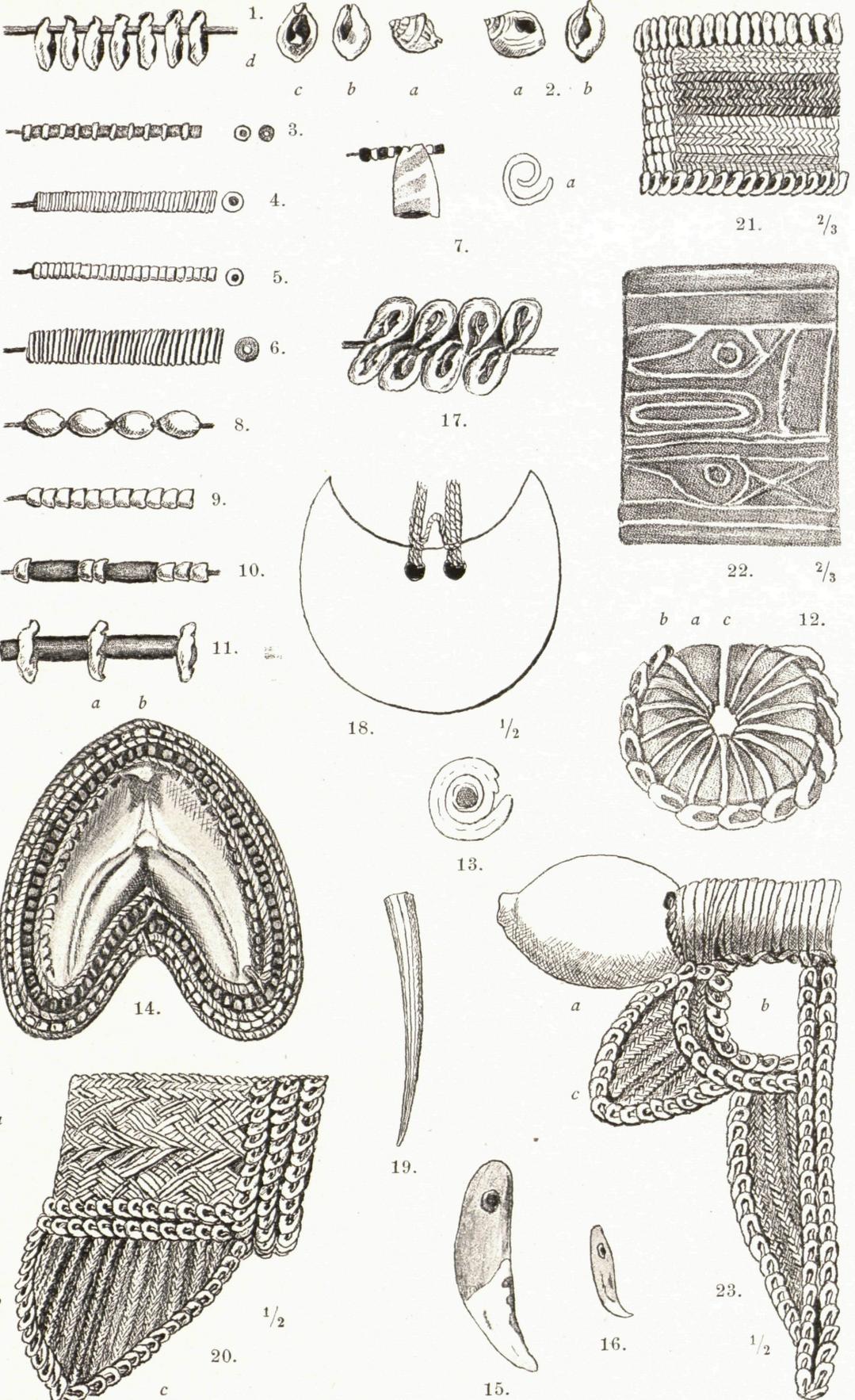
Verzeichniss der Textillustrationen nebst Erklärungen.

	Seite
Fig. 1. — Eingeborner von Blanche-Bai mit Nasenschmuck aus Glasperlen und Gesichtsbemalung	[13] 95
» 2. (1/2) Schleuder von Blanche-Bai	[23] 105
» 3. (2/3) Schleuderstein von Blanche-Bai	[23] 105
» 4. — Hantirung der Schleuder	[23] 105
» 5. — Angramutschläger von Blanche-Bai	[29] 111
» 6. — Pangolospiclerin von Blanche-Bai	[30] 112
» 7. (1/2) Feiner Kampf-Brustschmuck aus abnorm gekrümmten Eberhauern von Hansabucht, Neu-Britannien	[40] 122

Erklärung zu Tafel III (1).

Bismarck-Archipel. Schmuck.

Fig. 1.	($\frac{1}{1}$) Muschelgeld (Diwara), Neu-Britannien, Blanche-Bai	Nr. 628, Seite 94
» 2.	($\frac{1}{1}$) Falsches Muschelgeld, daher	» 631, » 95
» 3.	($\frac{1}{1}$) Muschelgeld (Kokonon), gewöhnliche Sorte, Neu-Irland, Nusa	» 635, » 127
» 4.	($\frac{1}{1}$) Desgl., zweite Sorte, daher	» 634, » 128
» 5.	($\frac{1}{1}$) Desgl., feinste Sorte, daher	» 633, » 128
» 6.	($\frac{1}{1}$) Muschelgeld, Neu-Irland, Südwestküste	» 636, » 143
» 7.	($\frac{1}{1}$) Halskette aus Oliva, Neu-Irland, Nusa	» 485, » 129
» 8.	($\frac{1}{1}$) Halskette aus Coix lacryma, Neu-Britannien, Blanche-Bai	— » 99
» 9.	($\frac{1}{1}$) Desgl., aus Querschnitten von Coix, Neu-Britannien, Willaumez	» 492, » 118
» 10.	($\frac{1}{1}$) Desgl., aus Coix und Pflanzenstengeln, daher	» 493, » 118
» 11.	($\frac{1}{1}$) Halskette aus Diwara und Casuarschwingen, Neu-Britannien, Hansabucht	» 489, » 122
» 12.	($\frac{1}{1}$) Ohring aus Schildpatt, daher	» 321, » 122
» 13.	($\frac{1}{1}$) Scheibe zu Schmuck aus Conus, Willaumez	» 491, » 118
» 14.	($\frac{1}{1}$) Brustschmuck, Neu-Irland, Nusa	» 486, » 129
» 15.	($\frac{1}{1}$) Reisszahn vom Hunde zu Schmuck, Willaumez	» 491, » 118
» 16.	($\frac{1}{1}$) Zahn vom Beutelthier zu Schmuck, daher («Angut» von Blanche-Bai)	» 491, » 118
» 17.	($\frac{1}{1}$) Stirnbinde, Neu-Britannien, Willaumez	» 427, » 118
» 18.	($\frac{1}{2}$) Brustschmuck aus Perlmutter, daher	» 490, » 118
» 19.	($\frac{1}{1}$) Nasenstift von Dentalium, Neu-Britannien, Blanche-Bai	» 301, » 97
» 20.	($\frac{1}{2}$) Feines, geflochtenes Armband (linke Hälfte), Neu-Britannien, Forestier-Insel	» 393, » 120
» 21.	($\frac{2}{3}$) Feines, geflochtenes Armband, Willaumez	» 384, » 119
» 22.	($\frac{2}{3}$) Armband aus Schildpatt, Neu-Britannien, Cap Raoul	» 401, » 121
» 23.	($\frac{1}{2}$) Feiner Brust-Kampfschmuck, daher	» 529, » 121



E. Finsch gez.

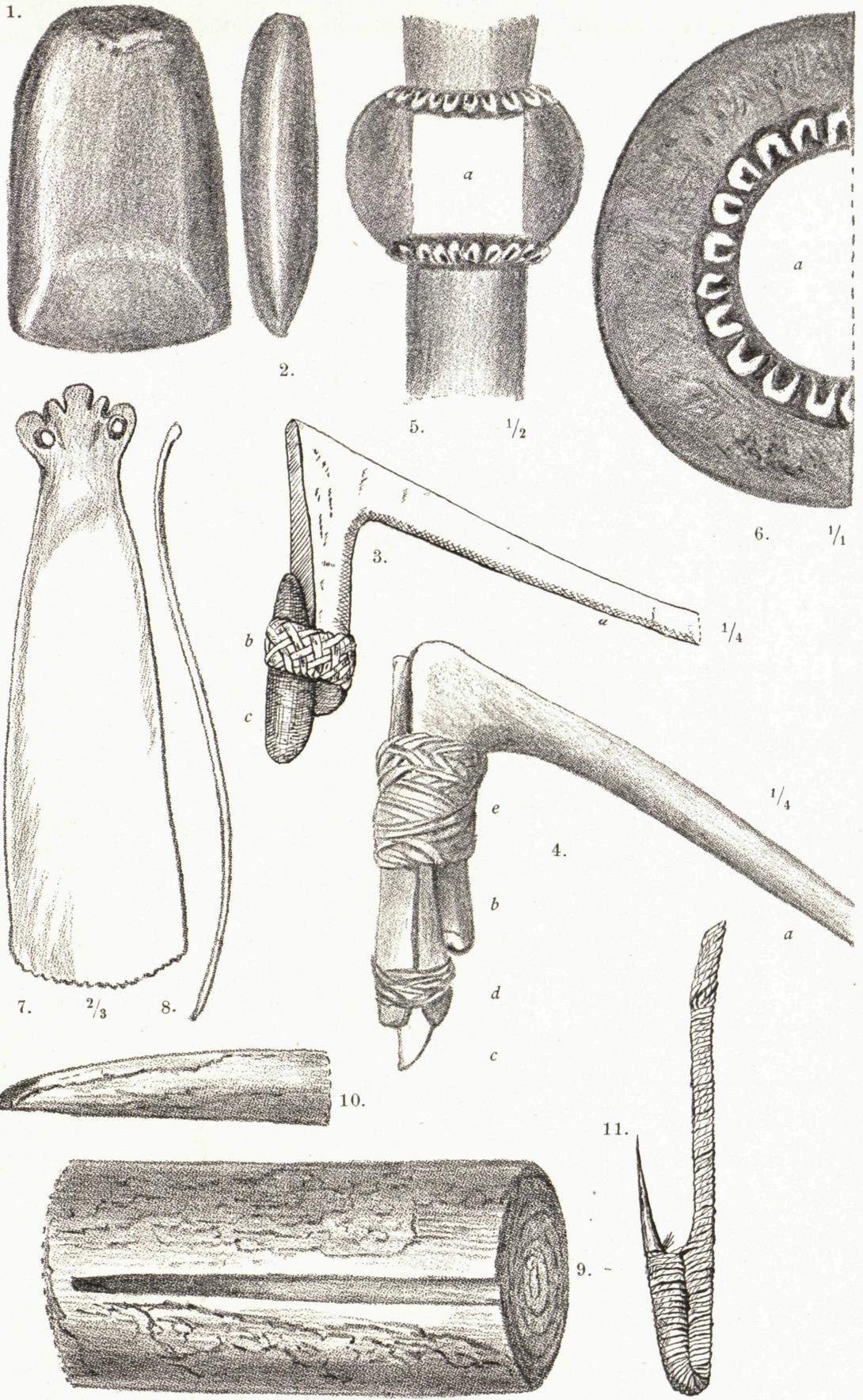
Tafel IV (2).

Bismarck-Archipel. Geräthschaften.

Erklärung zu Tafel IV (2).

Bismarck-Archipel. Geräthschaften.

Fig.	1. ($\frac{1}{1}$) Steinbeilklinge, Neu-Britannien, Blanche-Bai	Nr.	12, Seite 103
»	2. ($\frac{1}{1}$) Dieselbe, Seitenansicht	»	12, » 103
»	3. ($\frac{1}{3}$) Steinaxt mit Holzstiel, Neu-Hannover	—	» 103
»	4. ($\frac{1}{2}$) Axt mit Muschelklinge, Neu-Britannien, Cap Raoul	»	120, » 121
»	5. ($\frac{1}{2}$) Steinknauf einer Keule, Neu-Britannien, Blanche-Bai	»	763, » 106
»	6. ($\frac{1}{2}$) Derselbe, halber Durchschnitt	»	763, » 106
»	7. ($\frac{2}{3}$) Schaber aus Perlmutter, Willaumez	»	46 a, » 119
»	8. ($\frac{2}{3}$) Derselbe, Querschnitt	»	46 a, » 119
»	9. ($\frac{1}{1}$) Feuerreiber, Neu-Britannien, Blanche-Bai	»	50, » 102
»	10. ($\frac{1}{1}$) Reibholz dazu	»	50, » 102
»	11. ($\frac{1}{1}$) Fischhaken, daher	»	154, » 108



E. Finsch gez.

Tafel V (3).

Bismarck-Archipel. Musik.

Erklärung zu Tafel V (3).

Bismarck - Archipel. Musik.

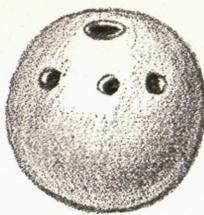
Fig. 1.	($\frac{1}{2}$) Maultrommel aus Bambu, Neu-Irland, Nusa	Nr. 586,	Seite 140
» 2.	($\frac{1}{1}$) Eingravirtes Muster derselben	» 586,	» 140
» 3.	— Ansatz der Maultrommel	—	» 110
» 4.	($\frac{1}{2}$) Panflöte aus Rohr, daher	» 577,	» 140
» 5.	($\frac{1}{1}$) Rohrflöte, Neu-Britannien, Blanche-Bai	» 580,	» 109
» 6.	($\frac{2}{3}$) Rohrflöte, Querschnitt, Willaumez	» 579,	» 119
» 7.	($\frac{1}{4}$) Blasekugel der Weiber, Neu-Britannien, Blanche-Bai	» 591,	» 110
» 8.	— Grosse Signaltrommel, daher	—	» 111
» 8a.	— Verzierung einer solchen, daher	—	» 111
» 9.	($\frac{1}{5}$) Streichinstrument aus Holz, Neu-Irland, Kapsu	» 594,	» 140



1. 1/2



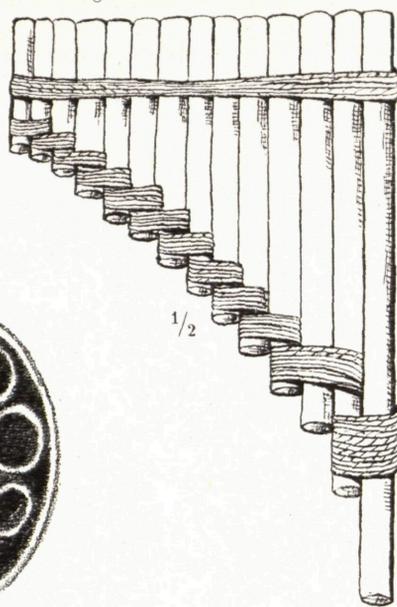
5. 1/1



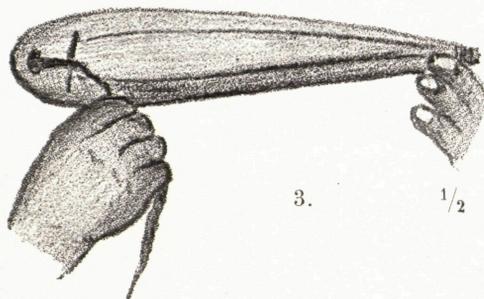
7. 1/4



6. 2/3



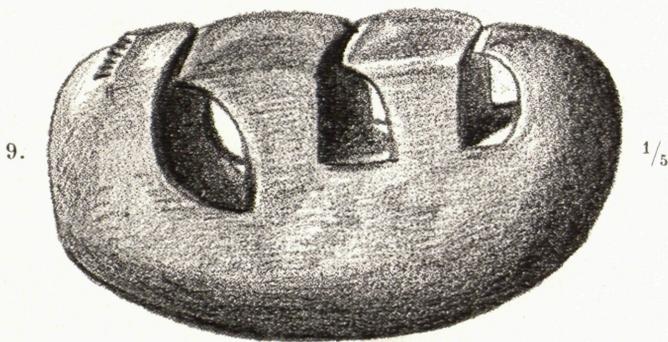
4.



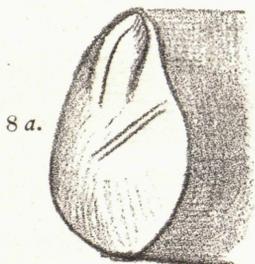
3. 1/2



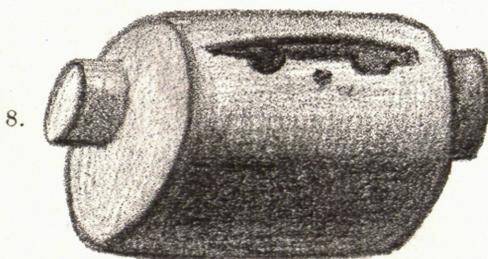
2. 1/1



9. 1/5



8 a.



8.

E. Finsch gez.

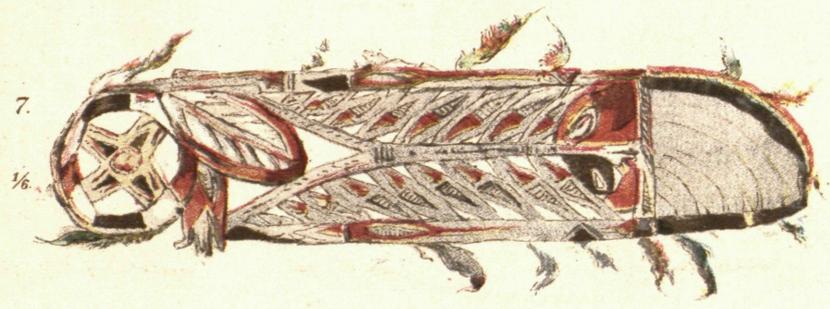
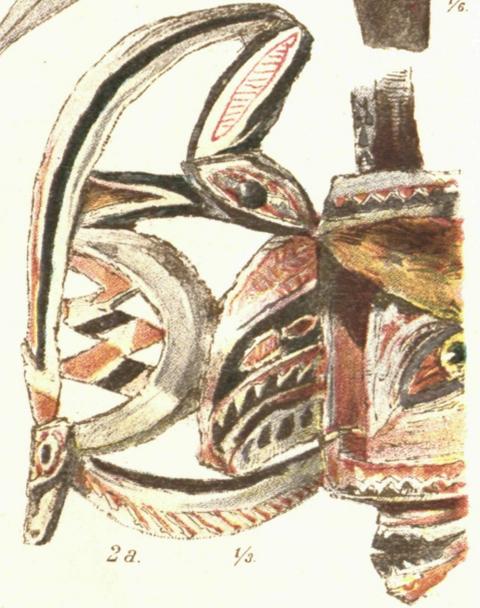
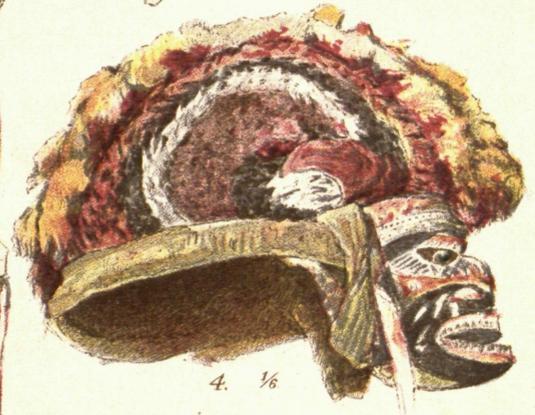
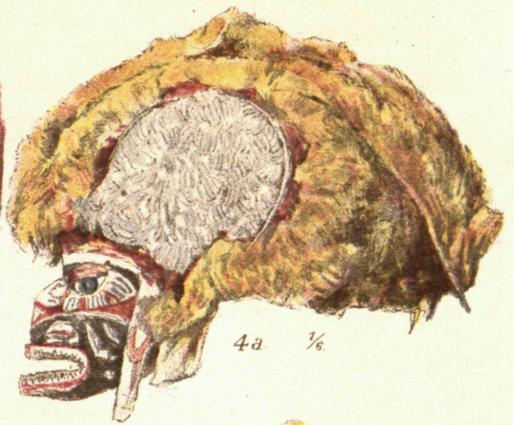
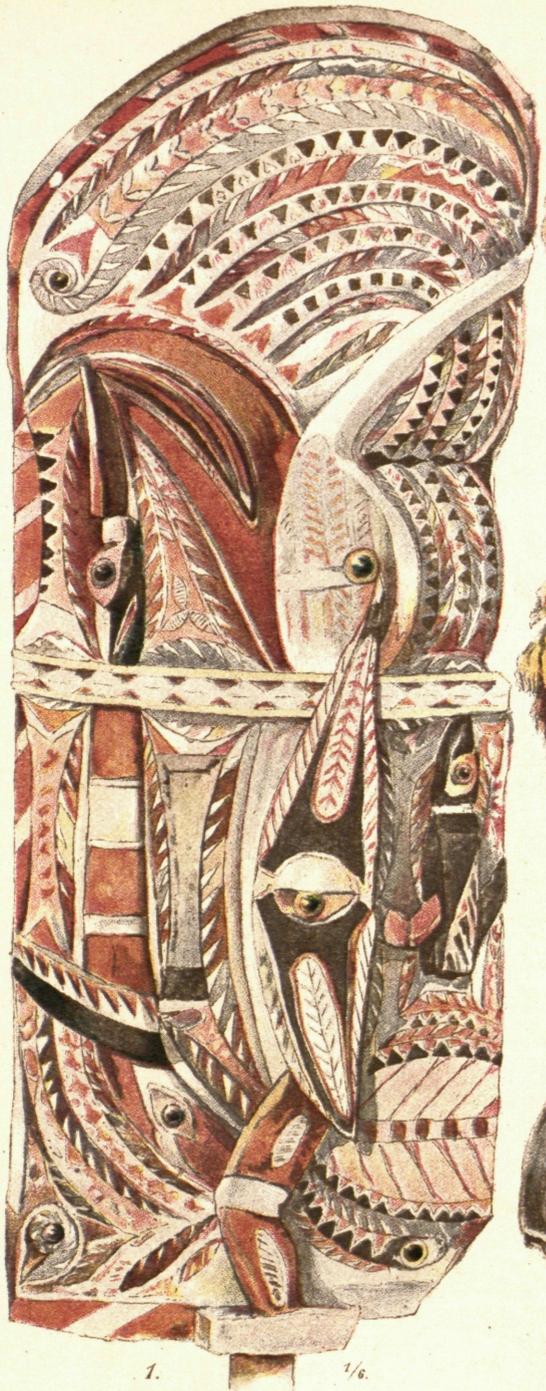
Tafel VI (4).

Bismarck-Archipel. Schnitzereien.

Erklärung zu Tafel VI (4).

Bismarck-Archipel. Schnitzereien.

Fig. 1. (1/6) Feine Holzschnitzerei aus einem Tabuhouse, Neu-			
Irland, bei Nusa		Nr. 688,	Seite 134
» 2. (1/6) Giebelleiste, daher, Insel Kapaterong		» 690,	» 134
» 2 a. (1/3) Aufsatz derselben		» 690,	» 135
» 3. (1/6) Geschnitzter Hahn, daher, Nusa		» 694,	» 135
» 4. (1/6) Tanzmaske, daher, Nusa		» 616,	» 141
» 4 a. (1/6) Dieselbe, andere Seite		» 616,	» 141
» 5. (1/6) Tanzmaske, daher, Kapsu		» 617,	» 142
» 6. (1/6) Desgl., daher, bei Nusa		» 619,	» 142
» 7. (1/6) Holzschnitzerei zu Maske, Nusa		» 612,	» 141
» 8. (1/6) Desgl., Nusa		» 613,	» 141
» 9. (1/6) Tanzgeräth (Buceroskopf), Nusa		» 614,	» 140
» 10. (1/6) Axtstiel, Neu-Britannien, Blanche-Bai		» 775,	» 106



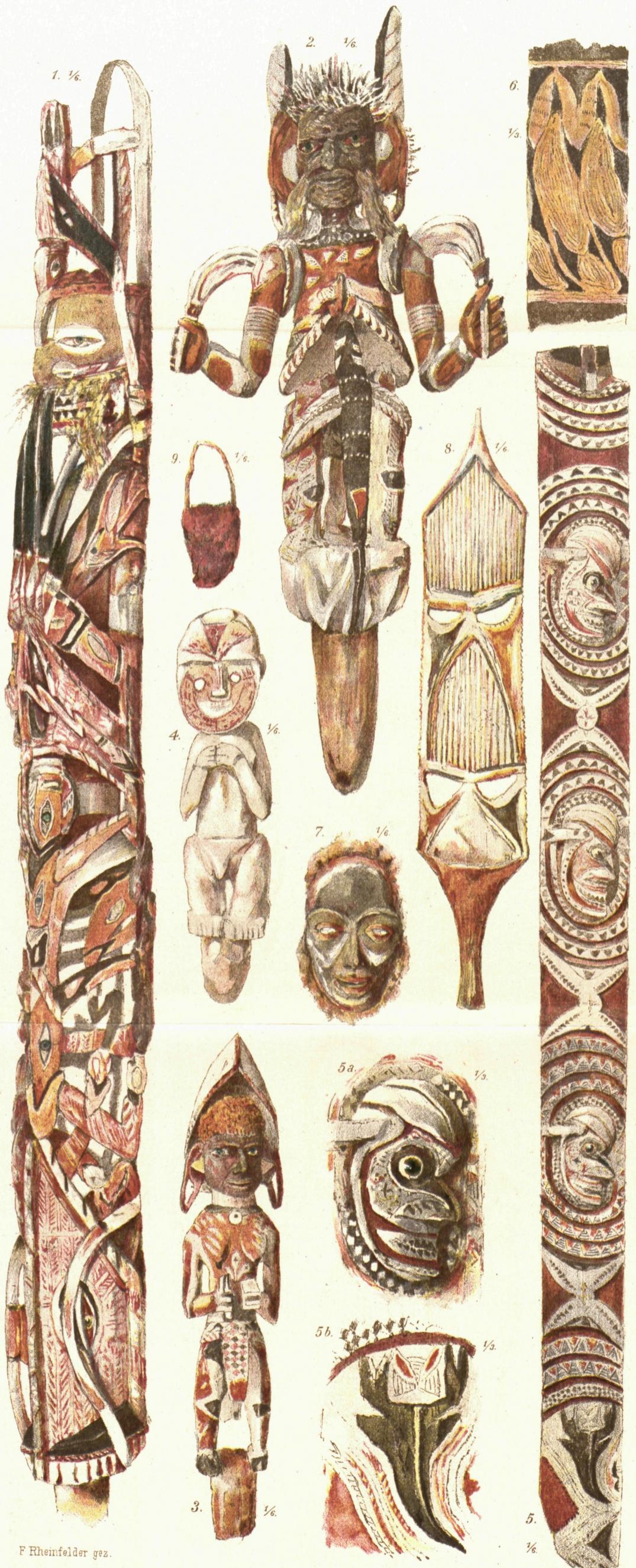
Tafel VII (5).

Bismarck-Archipel. Schnitzereien.

Erklärung zu Tafel VII (5).

Bismarck - Archipel. Schnitzereien.

Fig. 1.	(1/6) Kulap, grosse männliche Figur, Neu-Irland, Kapsu	Nr. 643, Seite 135
» 2.	(1/6) Desgl., weibliche Figur, daher	» 644, » 135
» 3.	(1/6) Desgl., weibliche Figur, daher	» 645, » 135
» 4.	(1/6) Desgl., männliche Figur, daher, Südwestküste	» 647, » 144
» 5.	(1/6) Giebelleiste, Neu-Irland, Kapaterong	» 691, » 134
» 5 a.	(1/3) Kopf von derselben	» 691, » 134
» 5 b.	(1/3) Scorpion von derselben	» 691, » 134
» 6.	(1/3) Muster von einem Speer, daher, Nusa	» 734, » 137
» 7.	(1/6) Schädelfarbe, Neu-Britannien, Blanche-Bai	» 620, » 113
» 8.	(1/6) Tanzbrett, daher	» 610, » 113
» 9.	(1/6) Talisman für Diebe, daher	» 666, » 116



F Rheinfelder gez.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien](#)

Jahr/Year: 1888

Band/Volume: [3](#)

Autor(en)/Author(s): Finsch Otto

Artikel/Article: [Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Beschreibender Katalog einer Sammlung im k.k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien. Mit einem Vorwort von Franz Heger \(Tafel III-VII\) 83-158](#)